

MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Geschlechtskonstruktionen im öffentlichen Raum aus dem Blickwinkel von
trans* Individuen

verfasst von | submitted by

Josipa Pranjic BA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt |
Degree programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von | Supervisor:

Assoz. Prof. Dipl.-Soz. Dr. Roswitha Breckner
Privatdoz.

Danksagung

Zunächst möchte ich mich bei all jenen Personen bedanken, ohne deren Rat, Unterstützung und Teilnahme diese Abschlussarbeit so nicht zustande gekommen wäre. Zuallererst möchte ich mich vielmals bei meiner Betreuerin Dr. Roswitha Breckner für ihre Betreuungsarbeit, ihre wertvollen Anmerkungen sowie die gemeinsamen Gespräche und Interpretationssitzungen bedanken. Weiterer Dank gebührt meinen Eltern für ihre dauerhafte Unterstützung und meinem Bruder für die hilfreichen und motivierenden Diskussionen. Auch möchte ich mich bei meinen Freund*innen für ihren emotionalen Beistand in stressigen Phasen und ihre wohlwollenden Worte bedanken. Vielen herzlichen Dank auch an alle Studienkolleg*innen und Freund*innen, die mit mir in gemeinsamen Interpretationssitzungen die Daten analysiert und die Korrekturlesung meiner Verschriftlichungen durchgeführt haben. Besonderer Dank geht an die acht Teilnehmenden, welche sich dem Arbeitsaufwand im Fotografierprozess stellten und mir in den Interviews einen Einblick in ihre Lebenserfahrungen geboten haben. Ohne ihre aktive und enthusiastische Partizipation hätte diese Arbeit nicht entstehen können.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung und Forschungsfrage	7
2. Forschungsstand	12
3. Theoretischer Rahmen	28
3.1. Die soziale Konstruktion von Geschlecht	28
3.2. Die soziale Konstruktion von Räumlichkeit	31
3.2.1. Definition des Raumbegriffs	31
3.2.2. Der institutionalisierte Macht- und Handlungsraum	32
3.2.3. Raum, Körper und Geschlecht	34
3.2.4. Die Stadt als Möglichkeitsraum	37
4. Methodische Vorgehensweise	41
4.1. Die Partizipative Fotobefragung	41
4.2. Die Bildclusteranalyse	45
4.3. Die Constructivist Grounded Theory	48
4.4. Feldzugang	52
4.5. Forschungsethische Aspekte	54
5. Ergebnisse	56
5.1. Ergebnisse der Bildclusteranalyse	56
5.1.1. Kategorie 1: Distanz- und Eingrenzungsdarstellungen im leeren Raum	56
5.1.2. Kategorie 2: Einbettung des Selbst in den öffentlichen Raum	61
5.1.3. Kategorie 3: Relevanz und Irrelevanz der Geschlechtsidentität	65
5.1.4. Kategorie 4: Institutionalisierte Diskussionsräume und queer-kollektivistische Gegenräume	71
5.2. Ergebnisse der Grounded Theory Auswertung	75
5.2.1. (Un-)Sicherheit im öffentlichen Raum	76

5.2.2. (Un-)Sichtbarkeit des Selbst im öffentlichen Raum	80
5.2.3. (Nicht-)Zugehörigkeit im öffentlichen Raum.....	85
5.2.4. Reaktionen auf konfliktbehaftete Räume	88
5.3. Kontrastierung der Bild- und Interviewergebnisse	92
6. Zusammenfassung und Diskussion.....	94
Literaturverzeichnis	105
Abbildungsverzeichnis	111
Abstract (DE).....	112
Abstract (EN).....	113

1. Einleitung und Forschungsfrage

„The present epoch will perhaps be above all the epoch of space. We are in the epoch of simultaneity: we are in the epoch of juxtaposition, the epoch of the near and far, of the side-by-side, of the dispersed. We are at a moment, I believe, when our experience of the world is less that of a long life developing through time than that of a network that connects points and intersects with its own skein.“ (Foucault 1986, S. 22).

Michel Foucault thematisiert hier einen philosophischen und sozialwissenschaftlichen Verständniswechsel des Raumbegriffs und betont zugleich die wachsende Bedeutsamkeit von Raumwahrnehmungen und Raumerfahrungen. Das durch den sogenannten „Spatial Turn“ ausgelöste sozialwissenschaftliche Interesse den Raumbegriff als soziale Gegebenheit zu verstehen und zu erforschen bedingt die Entwicklung einer Stadt- und Raumsoziologie. Die bis dahin vorherrschende Denktradition vom Raum als Gegenstand und Container, in denen sich Objekte bewegen, wird allmählich durch ein neues Raumverständnis ersetzt. Der Raum wird nun als soziale Konstruktion und demnach als soziale Tatsache gewertet (Häußermann et al. 2008). So beeinflusst der Raum die Individuen, die sich in ihm befinden, diese wirken jedoch auf den Raum zurück. Demnach kann von einer Wechselbeziehung gesprochen werden. Als besonders forschungsrelevant erweisen sich die sich gegenseitig konstituierenden Prozesse der Raum- und Gesellschaftsordnungen (Löw 2001). Untersucht werden unter anderem Unterdrückungs- und Machtsysteme im sozialen Raum. Charakteristisch für Räume ist die Konstruktion eines Innen und eines Außen. Demzufolge sind Inklusions- und Exklusionsprozesse ein struktureller Bestandteil des Raumes (Lefebvre 1991; Löw 2001; Valentine 2007). Somit wird der Raum als Spiegelbild gesellschaftlicher Verhältnisse verstanden, welcher zugleich die vorherrschende soziale Ordnung mitbestimmt und verändert (Lefebvre 1991; Löw 2001). Dabei ist der öffentliche Raum als solcher vielschichtig, diffus und im Zuge dynamischer Interaktionsprozesse verschiedener Individuen (Massey 1994) auch wandelbar (Huffschmid 2016).

Feministische Raumforscher*innen kritisieren jedoch eine mangelhafte Miteinbeziehung der Geschlechterkategorie, da bekannte Raumforschungskonzepte zu der Zeit besonders Ungleichheitsverhältnisse auf Klassenebene behandeln (Massey 1994). Die Etablierung einer queer-feministischen Raumforschung ermöglicht die Untersuchung verschiedener

zusammenhängender Facetten und nimmt sich zum Ziel, die Beziehung zwischen sozialen Konstruktionsprozessen von Räumlichkeit und anderen Faktoren, wie Geschlecht, Ethnizität/„race“ und Sexualität, zu erforschen. Die gängige Annahme ist, dass räumliche bzw. städtische Infrastrukturen strukturelle Ungleichheiten in der Gesellschaft widerspiegeln und diese sich in Form gebauter Raumordnungen reproduzieren. Von hegemonialen Raumstrukturen betroffen sind dabei besonders marginalisierte Bevölkerungsgruppen wie obdachlose, behinderte, queere, trans* und rassifizierte Personen bzw. People of Color (Haefele-Thomas 2019; Dutta & Schuster 2022). Mehrfachmarginalisierungen, das heißt von mehreren Unterdrückungssystemen gleichzeitig betroffen zu sein, werden auch in sozialen Raumstrukturen wiedergegeben. Die Raumforscherin Kian Goh betitelt diese hegemonialen Raumordnungen als „*unjust geographies*“ (Goh 2018, S. 463). Das eigene Erleben eines Raumes ist demzufolge abhängig von den prävalenten Raumstrukturen und den gesellschaftlichen Ungleichheits- und Machtverhältnissen. Die Erfahrungen, die mit bestimmten Räumen in Verbindung gebracht werden und die Handlungsstrategien, die angewendet werden, sind dennoch äußerst subjektiv. Erst mit der Betrachtung verschiedener vielschichtiger Perspektiven und Erfahrungswelten kann von bestimmten Wahrnehmungsmustern gesprochen werden.

In dieser Forschungsarbeit soll mithilfe dieser theoretischen Rahmung des Raumbegriffs der Zusammenhang zwischen Geschlechtlichkeit und Räumlichkeit untersucht werden. Dabei soll am Beispiel einer marginalisierten Bevölkerungsgruppe aufgezeigt werden, welchen Einfluss vorherrschende Raumstrukturen auf ihre Wahrnehmung und ihr Erleben haben. In diesem Sinne liegt der Fokus dieser Arbeit auf den Erfahrungen von trans* Menschen in öffentlichen Räumen in Wien. Konkret interessiere ich mich hier für die Auswirkungen, die geschlechtlich geordnete Raumstrukturen auf trans* Personen haben und wie trans* Menschen öffentliche Räume wahrnehmen. Ziel dieser Abschlussarbeit ist es zu erforschen, welche öffentlichen Räumlichkeiten trans* Menschen bezüglich ihrer Transgeschlechtlichkeit als einschränkend und belastend empfinden. Aber auch positive und affirmative Raumerfahrungen sind von Interesse. Dementsprechend wird der Begriff des „öffentlichen Raumes“ hier nicht genauer theoretisch eingegrenzt, da der Forschungsfokus auf jenen Räumen liegt, die für die Teilnehmenden besondere Relevanz für ihre alltägliche Raumwahrnehmung besitzen. Somit ist der gesamte Erfahrungshorizont erwünscht und forschungsrelevant. Die Forschungsfrage lautet wie folgt:

„Wie nehmen trans*¹ Individuen für ihre eigene Geschlechtsidentität einschränkende und ermöglichende öffentliche Räume wahr?“

Die Unterfragen dazu sind: „Wie werden sie darin eingeschränkt, ihre eigene Identität in bestimmten öffentlichen Räumen auszuleben?“ und „In welchen öffentlichen Räumen fühlen sie sich dagegen wohl, ihre eigene Identität auszuleben?“

An dieser Stelle soll jedoch angemerkt werden, dass im limitierten Rahmen dieser Masterarbeit nur Einzelfälle betrachtet und somit keine allgemeinen Schlussfolgerungen getroffen werden können. Bezüglich jener öffentlicher Räume, die möglicherweise von mehreren Personen thematisiert werden, kann nur hinsichtlich der Erfahrungen der Teilnehmenden argumentiert werden. Das Forschungsinteresse dieser qualitativen Arbeit liegt auf den individuellen Erfahrungshorizonten der Teilnehmenden. Ebenfalls werden hierfür nur jene Wahrnehmungsprozesse analysiert, die sich konkret auf die positiven, negativen und ambivalenten Erlebnisse in öffentlichen Räumen bezüglich der trans* Identität der Teilnehmenden beziehen. Andere identitätsstiftende Aspekte oder mögliche Unterdrückungserfahrungen können aus praktischen Gründen nicht herangezogen werden.

Das gesamtgesellschaftliche Interesse an trans* Personen, ihre Präsenz im öffentlichen Raum und ihre Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ist in den vergangenen Jahren immer mehr zu einem umkämpften Thema geworden. Vor allem wird die thematische Auseinandersetzung mit der Frage der öffentlichen Toiletten, Umkleidekabinen und Drag Shows unter anderem für politische und wahlkampffördernde Zwecke genutzt. Dies zeigt sich an der aktuellen Debatte in den USA, vorangetrieben von republikanischen Politiker*innen und ihren Anhänger*innen, aber die Diskussion findet auch in konservativen Kreisen der österreichischen Politik statt. Dabei wird ein Bild von trans* Menschen als Bedrohung für die Öffentlichkeit und Gefahr für Kinder konstruiert und reproduziert (Escher et al. 2023).

Umso bedeutender sind sozialwissenschaftliche Einordnungen zur Thematik. Die Zusammenhänge zwischen Raum und Geschlecht als soziale Konstruktionen wurden schon vielfach analysiert (Massey 1994; Valentine 2007; Becker 2008; Wastl-Walter 2010; Ruhne

¹ In dieser Arbeit wird trans* als Sammelbegriff für alle trans* identen Personen verwendet. Das beinhaltet binär transgeschlechtliche Personen, nicht-binäre und genderqueere Menschen. Wenn explizit binär transgeschlechtliche Menschen gemeint sind, wird das * nicht verwendet.

2011; Sweet & Escalante 2015), jedoch gibt es bislang keine große Spannweite in den Forschungen, die sich auf die Erfahrungen und Wahrnehmungsprozesse von trans* Individuen fokussieren. Abgesehen von Studien, die thematisieren, wie cisgender Personen trans* Menschen in der Öffentlichkeit, allen voran in öffentlichen WC-Anlagen, wahrnehmen (Platt & Milam 2017; Kazyak et al. 2021), liegt der mehrheitliche Fokus bei Forschungen zu den Erfahrungen von trans* Personen in öffentlichen Räumen auf konkreten Diskriminierungserfahrungen (FRA 2013; Herman 2013; Schönpflug et al. 2015; James et al. 2016). Die wissenschaftliche Relevanz dieser Forschungen zeigt sich in ihren Resultaten. Eine Studie aus 2013 belegt, dass 65% der trans* identen Teilnehmenden im vergangenen Jahr Diskriminierung in öffentlichen Räumen erfahren haben (Reisner et al. 2015). Andere Forschungen zeigen, dass 22% der teilnehmenden trans* Personen verbale Belästigung in öffentlichen Verkehrsmitteln erfahren (Grant et al. 2011). In einer weiteren Studie sind es 34%, die von regelmäßigen Belästigungen und Gewalterfahrungen in öffentlichen Verkehrsmitteln sprechen (James et al. 2016). Eine wissenschaftliche Erhebung aus Wien belegt, dass ein Viertel der befragten trans* Menschen öffentliche Räume in Wien als unsicher empfinden (Schönpflug et al. 2015).

Obwohl eine Erforschung der Diskriminierungsthematik von großer Wichtigkeit ist, wäre eine Analyse der weiteren Erfahrungshorizonte von trans* Personen erwünscht. Ebenfalls wäre es bereichernd, wenn die impliziten Affekte und Wahrnehmungen, die mit bestimmten Erfahrungen und öffentlichen Räumlichkeiten assoziiert werden, untersucht werden würden. Diese Aspekte wurden bislang unzureichend erforscht. Bei der Recherche konnten einzelne Studien gefunden werden, die auch positive Raumerfahrungen von trans* Personen thematisieren. Beispielsweise wird anhand der Beobachtung einer Schwimmgruppe, die ausschließlich aus trans* Personen besteht, festgestellt, dass durch das gemeinsame Schwimmen in einem öffentlichen Schwimmbad ein Freiheitsgefühl empfunden wird. Die trans* inklusive Infrastruktur des öffentlichen Bads, darunter das Vorhandensein von Einzelkabinen, wirkt besonders positiv und einladend auf die Teilnehmenden (Caudwell 2020). Auch werden Zugehörigkeitsgefühle, die mit bestimmten Räumlichkeiten in Verbindung gebracht werden, erforscht. Bei der Untersuchung, wie trans* Menschen öffentliche Freizeiteinrichtungen erfahren, zeigt sich die Einbindung in sogenannte Safe Spaces und Unterstützungsnetzwerke als zentral für das Erleben von Zugehörigkeit und Normalität (Gotfredsen & Linander 2023).

Mit der folgenden Forschungsarbeit können hoffentlich einige Aspekte, die bislang mangelhaft erforscht wurden, beleuchtet werden. Ziel ist es aufzuzeigen, wie trans* Personen öffentliche Räumlichkeiten in Wien wahrnehmen, welche Erlebnisse sie mit ihnen verknüpfen und welche Umgangsstrategien sie anwenden, wenn sie auf konfliktbehaftete Räume stoßen. Die Forschungsfrage soll unter Berücksichtigung des hier kurz dargelegten theoretischen Rahmens und des Forschungsstands beantwortet werden. Für das Forschungsvorhaben wurde die Partizipative Fotobefragung nach Bettina Kolb angewandt. In dem Sinne haben die insgesamt acht Teilnehmenden Fotos zu einer konkreten Aufgabenstellung gemacht und diese in Folge in einem Interview mit mir besprochen. Die Aufgabenstellung lautet: „Bitte mache Fotos davon, wie du öffentliche Räume, die in deinem Alltag wichtig sind, erlebst und wahrnimmst. Fotografiere gerne alles, was dir zu diesem Thema einfällt. Das können öffentliche Räume sein, die du als einschränkend empfindest oder auch Räume, in denen du dich wohlfühlst.“ Die Bilder wurden daraufhin gesammelt und als ein großer Bildkorpus mit der Bildclusteranalyse nach Michael Müller ausgewertet. Die Interviews wurden ebenfalls gesammelt betrachtet und mithilfe der Constructivist Grounded Theory nach Kathy Charmaz analysiert.

Die vorliegende Forschungsarbeit ist wie folgt strukturiert: zunächst werden der aktuelle Forschungsstand (Kapitel 2) und mögliche Forschungslücken dargelegt. Daraufhin wird die theoretische Rahmung (Kapitel 3) genauer erläutert, bei welcher als erstes die soziale Konstruktion von Geschlecht, dann die soziale Herstellung von Räumlichkeit und schließlich ihre Wechselbeziehung erklärt wird. Auch wird kurz auf das Thema Stadt eingegangen, da sich viele Schwierigkeiten und Problematiken des öffentlichen Raumes besonders in der Stadt formieren und erkenntlich werden. Folglich wird die methodische Vorgehensweise (Kapitel 4) präsentiert. Dabei werden die drei angewendeten Methoden, mit der Partizipativen Fotobefragung als Erhebungsmethode und der Bildclusteranalyse und Constructivist Grounded Theory als Auswertungsmethoden, beschrieben. Als nächstes werden die Ergebnisse (Kapitel 5) präsentiert, indem zuerst die Resultate der Bildclusteranalyse, daraufhin die Auswertungen der Grounded Theory Analyse und schließlich die Kontrastierung der Bild- und Interviewergebnisse aufgezeigt werden. Zuletzt werden die Ergebnisse mit dem Forschungsstand und dem theoretischen Rahmen in Verbindung gebracht und diskutiert (Kapitel 6) und im Fazit (Kapitel 7) resümiert.

2. Forschungsstand

Im Folgenden soll der aktuelle Forschungsstand dargelegt werden, wobei die ausgewählten Studien explizit die Erfahrungen von trans* Personen in diversen öffentlichen Räumlichkeiten thematisieren. Bei der Recherche hat sich ergeben, dass es eine Vielzahl an Untersuchungen zum Erleben öffentlicher Räume verschiedener Arten von LGB-Personen (Lesbian, Gay, Bisexual) gibt. Jedoch zeigen Studien der letzten zehn bis 15 Jahre, welche vorwiegend aus dem anglo-amerikanischen Raum stammen, dass vermehrt auch die Erfahrungen von trans* Menschen forschungsrelevant gemacht werden. Erwähnenswert ist an dieser Stelle auch, dass hier nicht der vollständige Forschungsstand abgedeckt werden kann. Viel eher wird ein Einblick in einige relevante Ergebnisse der letzten Jahre gegeben. Die Darlegung der momentanen Forschungslandschaft beginnt mit der Präsentation groß angelegter quantitativer Studien aus den USA, welche Diskriminierungserfahrungen von trans* Personen auf verschiedenen Ebenen thematisieren.

In der Literatur vielfach zitiert werden die Forschungsergebnisse von Jaime M. Grant et al. (2011). In ihrem kollaborativen Forschungsprojekt, welches mithilfe der Kooperation des *National Center for Transgender Equality (NCTE)* und der *National Gay and Lesbian Task Force* zustande gekommen ist, werden Diskriminierungserfahrungen von binär und nicht-binär identifizierenden trans* Personen in verschiedenen Lebensbereichen untersucht, darunter im Gesundheitsbereich, in der öffentlichen Verwaltung, in der Schule, am Arbeitsplatz und im weiteren öffentlichen Raum. Das damals so genannte *National Transgender Discrimination Survey (NTDS)* stellt mit einem aus 70 Fragen bestehenden Fragebogen und 6.456 Teilnehmenden aus allen 50 US-Bundesstaaten sowie dazugehörenden Außengebieten das zu der Zeit größte Forschungsprojekt zu Diskriminierungserfahrungen von trans* Personen dar. Die Daten stammen aus den Jahren 2008 und 2009.

Es stellt sich heraus, dass 53% der Teilnehmenden beim Betreten öffentlicher Unterkünfte wie Hotels oder Einzelhandelsgeschäften verbale Belästigung erfahren. Zudem berichten 44% den Zugang oder Service vollkommen verwehrt zu bekommen (Grant et al. 2011). 8% der Teilnehmer*innen werden körperlich belästigt oder attackiert. Dabei zeigen sich bedeutsame Unterschiede in den Erfahrungen aufgrund der Ethnizität („*race*“), des Einkommensstatus und des (unter anderem auch medizinischen) Transition-Status einer Person. Das höchste Ausmaß

an verbaler Belästigung erfahren Personen mit niedrigem Einkommen (zwischen 56% und 63%), Arbeitslose bzw. Arbeitssuchende (63%) und jene Personen, welche als geschlechtlich nicht-konform gelesen werden (64%). An sich erfahren nicht-binäre Menschen auffallend mehr Diskriminierung und Gewalt, was den Zugang zu Hotels, Geschäften und öffentlichen Verkehrsmitteln betrifft (Grant et al. 2011). Am meisten wird verbale Belästigung in Einzelhandelsgeschäften erlebt (in etwa 37%), während 25% der Teilnehmenden eine schlechte Behandlung von ärztlichem Personal und in Krankenhäusern erfahren. 22% machen negative Erfahrungen mit Regierungsbeamt*innen und 29% berichten von Schikanierungen seitens der Polizei. Außerdem erfahren 22% der Teilnehmenden verbale Belästigung in öffentlichen Verkehrsmitteln (Grant et al. 2011).

Die 2016 veröffentlichte Erhebung *The U.S. Transgender Survey* (James et al.) wurde wiederum vom *National Center for Transgender Equality* durchgeführt und dient als Nachfolge zum hier dargelegten NTDS aus 2011. Die Forscher*innen haben viele Fragen aus dem alten Fragebogen übernommen bzw. neue Fragen hinzugefügt, damit eine ungefähre Vergleichbarkeit mit der vorherigen Studie gewährleistet werden kann (James et al. 2016). Diese Studie zeigt eine größere Bandbreite mit insgesamt 324 Fragen und 27.715 Teilnehmenden aus den USA und dazugehörigen Außengebieten. Die Datenerhebung fand 2015 statt.

Laut dieser Studie erfahren 14% der Teilnehmer*innen die Verweigerung von einem gleichberechtigten Service in öffentlichen Unterkünften, 24% werden dabei verbal belästigt und 2% erleben physische Angriffe. Zudem vermeiden 20% der Teilnehmenden bestimmte öffentliche Räumlichkeiten, da sie eine unfaire Behandlung aufgrund ihrer trans* Identität befürchten (James et al. 2016). 34% jener Personen, die öffentliche Verkehrsmittel regelmäßig nutzen, berichten von Ungleichbehandlung, Belästigung und Gewalterfahrungen. Dabei erfahren nicht-binäre Menschen eher Diskriminierung als trans Männer und trans Frauen. 43% der Befragten haben Schwierigkeiten mit Flughafenpersonal, besonders wenn ihr physisches Erscheinen oder ihr Name auf ihrem Personalausweis hinterfragt wird (James et al. 2016).

Von Hinterfragungen ihrer Anwesenheit in einem öffentlichen WC berichten 24% der Teilnehmenden, wobei 9% der Zutritt verwehrt wird und 12% verbale Belästigung und körperliche und sexualisierte Gewalt erfahren (James et al. 2016). 59% berichten davon, dass sie öffentliche Toiletten meiden, da sie Komplikationen befürchten. Dabei schränken 32% der Befragten ihre tägliche Wasserzunahme ein, damit sie seltener öffentliche WCs aufsuchen

müssen. Außerdem vermeiden 75% der transgeschlechtlichen Männer den Besuch einer öffentlichen Toilette. Bei transgeschlechtlichen Frauen sind dies 53% und bei nicht-binären Personen betrifft dies ebenfalls 53% (James et al. 2016).

Das *U.S. Transgender Survey 2022* ist noch nicht vollständig veröffentlicht, allerdings gibt es schon einen ersten Einblick in grundlegende Ergebnisse. Die Datenerhebung erfolgte im vierten Quartal 2022, wobei nun eine deutlich größere Stichprobe mit gesamt 92.329 Befragten erhoben wurde (James et al. 2024). Unter den Teilnehmenden identifizieren sich 38% als nicht-binär, 35% als trans Frauen, 25% als trans Männer und 2% als sogenannte Crossdresser.

9% der Befragten werden Serviceleistungen in öffentlichen Räumlichkeiten verwehrt. 30% berichten von verbaler Belästigung aufgrund ihrer trans* Identität und 3% erfahren aufgrund dieser körperliche Gewalt (James et al. 2024). 4% wird der Zutritt in ein öffentliches WC verweigert, während 6% von Aufdringlichkeiten, körperlichen Attacken und sexueller Belästigung Bericht erstatten. Unter den insgesamt 92.329 Teilnehmer*innen denken 40% darüber nach, aufgrund erfahrener transfeindlicher Diskriminierung den Lebensmittelpunkt zu ändern. Insgesamt haben 10% zum Zeitpunkt der Befragung bereits den Wohnort gewechselt (James et al. 2024).

Im europäischen bzw. auch deutschsprachigen Raum finden sich wenige Studien mit dieser Reichweite und diesem Niveau an statistischer Repräsentativität. Die wohl bekannteste Studie wurde 2013 von *The European Union Agency for Fundamental Rights (FRA)* veröffentlicht. Jedoch handelt es sich hierbei um eine Studie zu LGBTQ+-Menschen, welche in EU-Staaten leben. Dementsprechend liegt kein spezifischer Fokus auf den Erfahrungen von trans* Personen. Die Befragung wurde 2012 mit insgesamt 93.079 Teilnehmer*innen durchgeführt. Darunter befinden sich 6.771 trans* idente Personen, was 7% der gesamten Stichprobe entspricht (FRA 2013). Es wird jedoch betont, dass die Daten so gewichtet wurden, dass weder Über- noch Unterrepräsentation einer bestimmten Population vorherrscht. Auch bezüglich der nationalen Zugehörigkeit wurde entsprechend gewichtet.

Unter anderem wurde gefragt, ob und inwiefern die Befragten in den folgenden Lebensbereichen Diskriminierung erfahren: Gesundheits- und Versicherungsdienstleistungen, Schul- bzw. Universitätspersonal, Einkaufsgeschäfte, Cafés und Restaurants und Sportvereine und Fitnessclubs. Dabei ergibt sich, dass im EU-Durchschnitt 38% der trans* Befragten

Diskriminierung in den erwähnten Räumlichkeiten erleben und 28% mehr als dreimal im vergangenen Jahr Gewalt in diesen Räumen erfahren haben (FRA 2013). Unter den LGBTQ+-Teilnehmenden vermeidet rund die Hälfte bestimmte öffentliche Räume aufgrund von Angst vor potenzieller Gewalt. Besonders homosexuelle Männer und trans* Menschen passen ihr Verhalten in der Öffentlichkeit an und vermeiden es, sich auf der Straße und in öffentlichen Verkehrsmitteln „out“ zu zeigen (FRA 2013).

Im vom österreichischen Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz durchgeführten *LGBTIQ+ Gesundheitsbericht 2022* werden zwar größtenteils die Gesundheitsversorgung und der individuelle Gesundheitszustand der befragten LGBTQ+-Personen untersucht, jedoch werden auch Diskriminierungserfahrungen thematisiert. Von den gesamt 1.047 Teilnehmenden identifizieren sich 7% als trans Frau, 9% als trans Mann, 20% als genderqueer und/oder nicht-binär und 1% als inter* (Gaiswinkler et al. 2023).

Nach potenziellen diskriminierenden Erlebnissen wird in den Bereichen Gesundheit, Arbeit, Bildung, Behörden und Dienstleistungen gefragt. Dabei berichten 15% der trans Männer und trans Frauen sowie 21% der nicht-binären Personen Diskriminierungserfahrungen in allen genannten Bereichen gemacht zu haben (Gaiswinkler et al. 2023). Insgesamt sind 98% der trans Teilnehmer*innen und 84% der nicht-binären Befragten von transfeindlicher Diskriminierung betroffen. Benachteiligungen im Gesundheitsdienst erleben vor allem trans* Menschen und intergeschlechtliche Personen. 36% der transidenten und 30% der nicht-binären Personen berichten von Abweisungen in der Gesundheitsversorgung. Unangemessene Anmerkungen seitens des medizinischen Personals werden von 72% der trans und 73% der nicht-binären Teilnehmenden erfahren (Gaiswinkler et al. 2023).

Anzumerken ist, dass Erfahrungen im öffentlichen Raum nicht differenziert erfragt werden, sodass unklar bleibt, welche öffentlichen Räume im Speziellen eine Problematik für trans* Personen in Österreich darstellen. Auch die Tatsache, dass die Mehrheit der österreichischen Studien und Befragungen bezogen auf den Gesundheitsstand und das Thema Geschlechtsdysphorie und Transition durchgeführt werden, zeigt auf, dass aktuell lediglich ein spezifischer Aspekt der Lebenserfahrungen von trans* Menschen untersucht wird und demnach mehr Forschungen in weiteren Lebensbereichen betrieben werden sollten.

Eine weitere LGBTQ+ bezogene Studie wurde vom *Institut für Höhere Studien (IHS)* im Auftrag der *Wiener Antidiskriminierungsstelle für LGBTIQ (WASt)* mit dem Titel *Queer in Wien* im Jahr 2014 durchgeführt. Darin werden die allgemeine Lebenszufriedenheit sowie Benachteiligungs- und Gewalterfahrungen von LGBTQ+ Personen, die aktuell in Wien ansässig sind oder das zeitweilig waren, in verschiedenen Lebensumfeldern untersucht. 3.161 Personen haben den Fragebogen vollständig ausgefüllt, 1.334 haben dies nur zum Teil gemacht (Schönpflug et al. 2015).

Spezifisch auf die Erfahrungen von trans* Personen bezogen wird berichtet, dass sie besonders oft Beratungsstellen aufsuchen. 58% berichten regelmäßig zu Beratungsterminen bezüglich ihrer trans* Identität zu gehen. Was die Freizeitgestaltung betrifft, meiden 46% der trans Frauen und 37% der trans Männer LGBTQ+ Lokalitäten. Auch politisches bzw. aktivistisches Engagement wurde erfragt. Dabei sind 62% der trans* Teilnehmenden in politisch aktivistischen Vereinen engagiert, das betrifft vor allem nicht-binäre Personen (Schönpflug et al. 2015). Betreffend die Sicherheit in öffentlichen Räumlichkeiten gibt ein Viertel der befragten trans* Personen an, nicht zufrieden zu sein. Von den LGBTQ+ Befragten erlebt der Großteil Gewalterfahrungen primär in öffentlichen Räumen wie zum Beispiel öffentlichen Verkehrsmitteln. Teilnehmer*innen wünschen sich mehr Sicherheitskräfte, LGBT+-sensibilisierte Schulungen und Aufklärungsarbeit für Personal und mehr Straßenbeleuchtungen (Schönpflug et al. 2015). Diese Veränderungen könnten zu einem erhöhten Sicherheitsgefühl beitragen.

Zum Thema Sicherheit im öffentlichen Raum forschen auch Amy Lubitow, JaDee Carathers, Maura Kelly und Miriam Abelson (2017), spezifisch zu den Erfahrungen, welche trans* Personen im öffentlichen Verkehr, bei den Haltestellen und in öffentlichen Verkehrsmitteln machen. Mithilfe von qualitativen Interviews wird untersucht, wie trans* Menschen Mobilität erfahren und durch welche Faktoren ihre Mobilität in der Öffentlichkeit eingeschränkt wird. Es werden 25 trans* Personen in den USA in Portland, Oregon im Jahr 2015 interviewt. Es handelt sich um Personen, die zwischen 18 und 59 Jahre alt sind (Lubitow et al. 2017).

Die Forscher*innen entwickeln für die Analyse das Konzept der *Transmobilität*, welches besagt, dass Personen, die nicht in das gesellschaftlich konstruierte, biologistische Zweigeschlechtlichkeitsmodell passen, wie etwa trans und nicht-binäre Menschen, eine andere Form der Mobilität erfahren. Sie schreiben: „*We argue that this term represents a*

specific form of non-hegemonic mobility whereby multiple intersecting forms of oppression impact the movements, behaviours, and emotions of transgender and gender nonconforming transit users. [...] meaning that being a gender minority on public transit requires a different sort of movement – a mobility that is informed and shaped by cissexism [...].” (Lubitow et al. 2017, S. 1399). Die Erfahrungswelt und Handlungsoptionen im öffentlichen Verkehr werden somit im Rahmen vorherrschender Cissexismen (und weiterer zusammenhängender Unterdrückungsformen wie etwa Rassismus und Klassismus) erlebt und davon beeinflusst.

Die Teilnehmenden sollen von ihren Erlebnissen in öffentlichen Verkehrsmitteln berichten, wobei die meisten erzählen, dass positive Erfahrungen vor allem neutral sind. Demnach sind jene Fahrten besonders angenehm, in denen die Teilnehmenden Anonymität besitzen und nicht angesprochen oder gestört werden (Lubitow et al. 2017). Negative Erfahrungen dagegen beinhalten Berichte von Diskriminierung, Belästigung und körperlicher Gewalt. 22 der gesamt 25 Teilnehmenden berichten von mindestens einem solchen Erlebnis. Diskriminierung wird besonders häufig von jenen Personen erlebt, deren Geschlechtsidentität von der Außenwelt nicht korrekt gelesen wird und deren trans* Körper außerhalb der geltenden zweigeschlechtlichen Körnernormen fallen (Lubitow et al. 2017).

Ein interessanter Aspekt, welcher in der Auswertung der Interviews aufgefallen ist, ist die Tatsache, dass alle vier trans Männer von keinen Erfahrungen mit Cissexismus erzählen. Sie beschreiben ihre Erfahrungen in öffentlichen Verkehrsmitteln als unkompliziert und konfliktfrei. Dabei werden Vergleiche gezogen zu einer früheren Zeit, in der sie weiblich gelesen wurden und Erfahrungen mit Misogynie gemacht haben (Lubitow et al. 2017). Trans Frauen dagegen berichten von regelmäßig erlebter Transmisogynie und Cissexismus. Dies beinhaltet auch körperliche Angriffe basierend auf der spezifischen Kombination ihrer Identität als trans Frauen. Unter den vier von 25 Personen, welche von körperlicher Gewalt erzählen, befinden sich vier trans Frauen (Lubitow et al. 2017).

Im Weiteren erklären die Teilnehmenden welche Umgangsstrategien sie anwenden, wenn sie sich in öffentlichen Verkehrsmitteln befinden. Zum einen werden bestimmte als problematisch wahrgenommene Haltestellen und Routen gänzlich gemieden, das eigene äußerliche Erscheinen verändert und angepasst, um potenzielle Gefahren zu vermeiden und wenn es zu Beleidigungen und Ausschreitungen kommt, werden diese häufig ignoriert, das Personal wird informiert oder das Verkehrsmittel wird verlassen (Lubitow et al. 2017). Auch wird erzählt, wie

bewusst jene Sitzplätze gewählt werden, die sich weiter weg von anderen Mitfahrenden befinden. Die Teilnehmenden berichten von Gefühlen des Gefangenseins, wenn sie sich in öffentlichen Verkehrsmitteln von den Mitfahrenden beobachtet fühlen. Die Forscher*innen benennen diesen geistigen Zustand der konstanten Wachsamkeit als Hypervigilanz, welche als zusätzliche Belastung empfunden wird (Lubitow et al. 2017). Viele meinen zudem, dass sie sich „eine dicke Haut“ schaffen mussten, um die tägliche Belästigung und Diskriminierung im öffentlichen Raum aushalten zu können.

Zu den Erfahrungen, welche trans* Menschen in öffentlichen Verkehrsmitteln machen, forschen auch Shahin Shakibaei und Oscar Vorobjovas-Pinta (2022). Untersucht werden die Erlebnisse von trans und nicht-binären Personen in Istanbul. Anhand von 49 qualitativen Interviews, welche zwischen 2019 und 2020 durchgeführt werden, wird der Zusammenhang zwischen Mobilität und Geschlecht erforscht. Die Teilnehmenden sind zwischen 20 und 54 Jahre alt. Die Autor*innen berufen sich, ähnlich wie Lubitow et al. (2017), auf die Annahme, dass trans* Personen aufgrund von vorherrschenden sozialen Stigmata und cis-normativen Geschlechtervorstellungen Einschränkungen in ihrer Mobilität erleben. In der Türkei ziehe es viele LGBTQ+ Personen in Großstädte wie Ankara, Istanbul oder Izmir, da mehr Bewegungsfreiheit, Anonymität und Selbstentfaltungsmöglichkeiten erhofft werden (Shakibaei & Vorobjovas-Pinta 2022). So biete Istanbul als Metropole, auch ohne queere Viertel, einen vergleichsweise sicheren Rückzugsort für geschlechtlich marginalisierte Personen.

Es stellt sich heraus, dass 44 der insgesamt 49 Teilnehmenden Erfahrungen mit Belästigung, Gewalt und Diskriminierung basierend auf cissexistischen Vorannahmen machen. 13 Personen berichten von verbalen Attacken bei den Haltestellen. Besonders in den öffentlichen Verkehrsmitteln selbst wird Belästigung erfahren. 37 Teilnehmende berichten von Gewalterfahrungen, darunter auch sexueller Art, wie etwa Catcalling, obszönen Gesten und sexuellen Übergriffen (Shakibaei & Vorobjovas-Pinta 2022). Erzählt wird auch davon, dass Mitfahrende Fotos von ihnen machen. Ebenfalls erfahren vier Befragte Belästigung seitens des Personals.

Erwähnenswert ist wiederum, dass vor allem jene Personen, die als nicht-binär und somit „normabweichend“ wahrgenommen werden, besonders häufig von Belästigungserfahrungen erzählen. Wenn Teilnehmende ihre Geschlechtsidentität verstecken, scheinen sie weniger

Gewalt in öffentlichen Verkehrsmitteln zu erleben. Jedoch ist diese Verdeckung nicht für alle trans* Personen eine mögliche Option (Shakibaei & Vorobjovas-Pinta 2022). Die Stigmatisierung ihrer Gender-Identität bestimmt, wie sich die Teilnehmenden in der Öffentlichkeit präsentieren können und welche Selbstdarstellungsformen in welchen Situationen möglich sind.

Auch Taylor M. Lampe vom *NYU Langone Health*, einem akademischen Gesundheitswissenschaftszentrum in New York City, und ein Forschungsteam verschiedener Gesundheitszentren und Universitäten beschäftigen sich mit der sozialen Stigmatisierung von trans* Menschen. Sie erforschen die gesundheitlichen Folgen für trans* Menschen, die Stigmata basierend auf ihrer Geschlechtsidentität erfahren. Dabei führen sie 2017 semi-strukturierte qualitative Interviews mit 40 trans* Personen durch, um herauszufinden, inwiefern sie transfeindliche Diskriminierung im öffentlichen Raum verschiedener Nachbarschaften in New York City erleben (Lampe et al. 2020). Die Daten werden mittels eines themenanalytischen Kodierungsprozesses ausgewertet.

Bei 21 Teilnehmer*innen ergeben sich thematische Codes, die auf Stigmatisierungen hinweisen. Die Befragten berichten von multiplen Formen der Stigmatisierung im öffentlichen Raum, unter anderem von Misgendering, angestarrt und ausgelacht werden, verbalen Angriffen und der Verweigerung bestimmter Dienstleistungen (Lampe et al. 2020). Dies erfolgt in öffentlichen Verkehrsmitteln, Restaurants, Einzelhandelsgeschäften und großflächigen Nachbarschaftsarealen. Die Teilnehmenden nehmen die Stigmatisierung ihrer Gender-Identität als Ursache für im öffentlichen Raum erlebte Schwierigkeiten wahr. Selbst in historisch queeren Vierteln, wie zum Beispiel der West Village, wird von ambivalenten Erfahrungen erzählt. Dementsprechend werden diese Gegenden nicht notwendigerweise als sicherer und inklusiver erlebt, nur weil sich dort eine größere LGB-Population befindet (Lampe et al. 2020). Das Erleben von Stigmata unterscheidet sich den Auswertungen zufolge auch nach Geschlechtszugehörigkeit und Außenwahrnehmung. Als Mann gelesen zu werden, wird als sicherer empfunden, wobei eine Person dies explizit als männliches Privileg benennt.

Ebenfalls wird von Strategien berichtet, welche die Teilnehmenden anwenden, um mit stigmatisierenden Erfahrungen in der Öffentlichkeit umzugehen. Beispielsweise werden im Fall von wahrgenommener Unsicherheit spezifische Ausstiegsstrategien und Alternativrouten geplant. Teilnehmende berichten auch davon, dass sie sich im Falle von Belästigung wehren

und die Situation so schnell und konfliktfrei wie möglich klären möchten. Wenn Diskriminierung an einem bestimmten Ort antizipiert wird, bereiten sich die Befragten darauf vor und planen Wege, dem entgegenzutreten und/oder auszuweichen. Vier Teilnehmende geben an bestimmte Orte zu meiden, nachdem sie dort Belästigung erfahren haben (Lampe et al. 2020). Die Wahrnehmung von Unsicherheit und potenzieller Gefahr erfordere eine höhere Wachsamkeit und mehr Vorsicht.

Mit demselben Sample (n=40) hat eine etwas andere Zusammensetzung des hier beschriebenen Forschungsteams die Teilnehmenden hinsichtlich ihrer Erfahrungen auf öffentlichen Toiletten befragt. Erforscht wurde, wie die Teilnehmer*innen mit Diskriminierung und Sicherheitsmangel auf öffentlichen Toiletten in New York City umgehen (Dubin et al. 2021). Mithilfe der semi-strukturierten Interviews wurden wiederum thematische Codes entwickelt.

Die Auswertungen zeigen, dass die Erwartung eine öffentliche Toilette aufsuchen zu müssen das weitere Verhalten beeinflusst. 13 Teilnehmende planen ihren Tag in der Öffentlichkeit so ein, dass sie öffentliche Toiletten vermeiden können (Dubin et al. 2021). Angesprochen wird dabei besonders die Angst vor Verspottung, verbaler Belästigung und körperlichen Angriffen. Zudem berichten die Teilnehmenden von der Bedeutung richtig einschätzen zu können, wieviel Privatsphäre ihnen in einem öffentlichen WC gewährt werden kann und als wie sicher sie die Räumlichkeiten empfinden. Dabei achten die Befragten nicht nur auf die Lage der Toilette, sondern testen beim Aufsuchen eines WCs auch die interne Ausstattung ab. Es wird darauf geachtet, ob WCs mit Urinalen auch Kabinen haben, ob die Kabinen verschließbar sind und wie viele und welche Personen sich noch im Raum befinden (Dubin et al. 2021).

Sieben Teilnehmer*innen beschreiben die Planung ihrer räumlichen Navigation in öffentlichen Toiletten als belastend für ihr Selbstbild und ihre mentale Verfassung. Um mit dem daraus resultierenden Stress umzugehen, werden verschiedene Strategien angewandt. Eine Umgangsweise stellt die vollkommene Vermeidung öffentlicher Toiletten dar. Dabei benennen fünf der befragten Personen diese Vermeidung als Ursache von gesundheitlichen Problemen (Dubin et al. 2021). Dies beinhaltet das physische und mentale Unwohlsein beim „Aushalten“, sowie die Sorge vor möglichen Nieren- und Blasenentzündungen. Die Befürchtung, von anderen Personen nicht entsprechend gelesen zu werden, hat ebenfalls einen Einfluss auf das Verhalten in einer öffentlichen Toilette. Beispielsweise können solche Erfahrungen beeinflussen, ob die jeweilige Person eine Männer- oder Frauentoilette aufsucht. Von anderen

wahrgenommene geschlechtliche Nicht-Konformität prägt dies ebenfalls, wie vier Teilnehmende berichten (Dubin et al. 2021). Jene Personen, welche entsprechend ihrer Gender-Identität korrekt gelesen werden, erzählen von weniger erlebter Diskriminierung auf öffentlichen Toiletten. Fünf Personen berichten davon, noch nie aufgrund ihres Aussehens Belästigung auf einem öffentlichen WC erfahren zu haben. Dies wird auch als „Passing“ benannt. Auf die Frage hin, wie geschlechtsneutrale Toiletten wahrgenommen werden, beschreiben 10% der Befragten diese als sicherheitsstiftend und komfortabler. Auch wird geschlechtsneutralen WCs eine affirmative Wirkung zugeschrieben. So fühlen sich die Teilnehmenden in ihrer Identität bestätigt, gesichert und inkludiert (Dubin et al. 2021).

Jody L. Herman (2013) beschäftigt sich ebenfalls damit, wie trans* Personen öffentliche Toiletten erfahren und tut dies bezogen auf den Aspekt der räumlich-geschlechtlichen Segregation. Die Ergebnisse entstammen einer 2008 in Washington DC durchgeführten kleinen quantitativen Umfrage mit einer nicht-repräsentativen Stichprobe von 93 trans und nicht-binären Personen. Im Anschluss an die Umfrage werden ebenfalls Interviews abgehalten. Dabei wird das sogenannte *Minority Stress Modell* (Meyer 2003) angewandt, welches besagt, dass gesellschaftlich marginalisierte Personen aufgrund erfahrener individueller und struktureller Diskriminierung besonders viel Stress erleben (Meyer 2003 nach Herman 2013).

18% der Teilnehmenden berichten von Zutrittsverweigerungen in öffentlichen Toiletten, während 68% verbale Belästigung erfahren. 34 Personen berichten davon, dass ihre Geschlechtsidentität hinterfragt wird und 39 Teilnehmenden wird gesagt, dass sie sich im falschen WC befinden. Zudem werden die Befragten angestarrt (56), verspottet (19) und verbal bedroht (8) (Herman 2013). Beim Versuch eine geschlechtlich getrennte Toilette zu besuchen erfahren 9% der Befragten körperliche Übergriffe. Dies beinhaltet physische Bedrohungen (6), Verdrängungen aus der Räumlichkeit (4) und körperlich geschlagen werden (2). Auch an der Arbeitsstelle erfahren 27% der Teilnehmenden Zugangsschwierigkeiten und Belästigung, wenn sie eine Toilette aufsuchen möchten (Herman 2013). Dies hat zur Folge, dass 38% der Befragten bestimmte öffentliche Räumlichkeiten vermeiden, wenn nur geschlechtlich getrennte Toiletten vorhanden sind (Herman 2013). Besonders betroffen davon sind Fitnessstudios, Restaurants, Bars und Einkaufszentren. Auch werden öffentliche Events gemieden, da die Toiletten-Situation unzureichend ist und als unsicher empfunden wird. Als hilfreich und zugänglich

empfinden die Teilnehmenden vor allem das Vorhandensein geschlechtsneutraler Toiletten und die Mitnahme von Begleitpersonen als Unterstützung (Herman 2013).

Des Weiteren gibt es auch Forschungen dazu, wie trans* Personen Freizeiteinrichtungen und öffentliche Erholungsräume wahrnehmen. Zum Beispiel beschäftigen sich Linda Oakleaf und Laurel P. Richmond (2017) mit der Frage der Zugänglichkeit von öffentlichen Freizeiteinrichtungen für trans* Personen. Die Forschenden gehen von der sozialen Konstruktion vergeschlechtlichter Räumlichkeiten aus und untersuchen unter anderem die dahinterliegende cissexistische Struktur spezifischer Einrichtungen (Oakleaf & Richmond 2017). Dafür werden semi-strukturierte Interviews mit fünf Personen durchgeführt, welche sich als trans Männer oder trans Frauen identifizieren und in US-amerikanischen Südstaaten leben. Die Auswertung erfolgt mittels eines gemeinsamen Kodierungsprozesses, bei welchem schließlich axiale Codes hergestellt werden.

Ein zentrales Thema ergibt sich in der Wahrnehmung von Unsicherheiten und eine damit einhergehende Risikoabwägung. Öffentliche Parks werden als ambivalent wahrgenommen, stark geschlechtlich segregierte Räumlichkeiten wie Umkleidegarderoben und öffentliche Schwimmbäder werden dagegen als eher unsicher empfunden und demnach gemieden. Besonderes Unbehagen wird in jenen Räumen verspürt, in denen der eigene Körper höhere Visibilität erfährt, wie beispielsweise öffentliche Bäder (Oakleaf & Richmond 2017). Risikomanagement erfolgt durch Vermeidung bestimmter Orte und Hyper-Vigilanz. Auch wird der Geschlechtsausdruck so angepasst, dass die Teilnehmenden sich sicherer fühlen können.

Diese erhöhte Wachsamkeit und Voraussicht ist den Forschenden zufolge ein Beispiel für cissexistische und transfeindliche Raumstrukturen. Die Spezifik dieser Lebenserfahrung ist etwas, das cisgender Personen nicht in diesem Ausmaß der Alltäglichkeit widerfährt (Oakleaf & Richmond 2017). Selbst jene Personen, die von keinen bisherigen Problemen berichten, sind in diesen Situationen weiterhin vorsichtig. Dies wird ebenfalls mit einem gewissen Privileg assoziiert, welches cisgender Personen besitzen. Die Teilnehmenden thematisieren den Verlust dieses Privilegs spätestens seitdem sie ihre medizinische Transition begonnen haben. Trans Frauen berichten beispielsweise, wie sie ihr damaliges männliches Privileg nach ihrer Transition verloren haben, während trans Männer von dazugewonnenen Privilegien sprechen (Oakleaf & Richmond 2017).

Es stellt sich heraus, dass neben dem verstärkten Risikomanagement und dem Wandel der Erfahrung von Privilegien auch als besonders positiv empfundene Erlebnisse hinzukommen. Einige der Teilnehmer*innen erzählen davon, wie sie nun mehr Freude an Freizeitaktivitäten in der Öffentlichkeit haben, da sie sich als ihr authentisches Selbst präsentieren können. Außerdem wird das Erleben der Verkörperung ihrer Geschlechtsidentität während der Ausübung einer Freizeitaktivität als sehr positiv wahrgenommen (Oakleaf & Richmond 2017). So schaffen sich die Teilnehmenden Raum, auch wenn dieser ihnen gegenüber exkludierend sein kann.

Ebenso thematisieren Anne Christina Gotfredsen und Ida Linander (2023) in ihrer gemeinsamen Publikation die Erfahrungen von trans* Menschen in öffentlichen Freizeiteinrichtungen. Ihre Forschung fokussiert dabei auf das mentale Wohlergehen der Befragten und wie dieses mit ihrer Freizeitgestaltung zusammenhängen kann. Sie untersuchen mithilfe von 16 semi-strukturierten Interviews mit 16 bis 25 Jahre alten trans* Personen, welche in Schweden ansässig sind, den Zusammenhang zwischen Räumlichkeit und Cis-Normativität. Die Forschenden argumentieren, dass Freizeitgestaltung räumlich organisiert ist und deshalb binär geschlechtlich strukturierte Räumlichkeiten das Freizeiterleben von jungen trans* Personen beeinflussen können (Gotfredsen & Linander 2023).

Besonders prägend für das Wohlergehen junger trans* Menschen ist die Schaffung von und Involvierung in „Safe Spaces“ und Unterstützungsnetzwerke. Positive Freizeiterfahrungen in Netzwerken von Personen, welche die Geschlechtsidentität der Teilnehmenden respektieren und ihre gewählten Pronomen verwenden, sorgen für ein Gefühl der Normalität und Zugehörigkeit (Gotfredsen & Linander 2023). Einige Teilnehmende nutzen gewählte Freizeiteinrichtungen auch als politische Gegenräume, in denen sie sich aktivistisch organisieren und damit politischen Widerstand leisten möchten. Auch das Vorhandensein inklusiver und zugänglicher kreativer Räumlichkeiten bietet vielen Teilnehmenden die Möglichkeit, sich künstlerisch auszudrücken, Netzwerke zu bilden und die eigene Geschlechtsidentität mithilfe von Tanz und Cosplay gestalterisch zu erproben. Dies wird vor allem in Räumen ermöglicht, die keine strikte Geschlechtertrennung vorweisen (Gotfredsen & Linander 2023). Hingegen werden geschlechtlich-segregierte und cis-normative Räumlichkeiten wie Schwimmbäder, Umkleidegarderoben und Fitnessstudios als befremdlich und unsicher wahrgenommen. Dies kann zu einer Verminderung der Freizeitmöglichkeiten für

junge trans* Personen führen, was wiederum soziale Isolation und psychische Belastungen bedingen kann (Gotfredsen & Linander 2023).

Spezifisch zu Erlebnissen in öffentlichen Sporteinrichtungen und deren Infrastruktur forschen Owen DW. Hargie, David H. Mitchell und Ian JA. Somerville (2017). Sie beschäftigen sich mit der Frage, wie trans* Personen körperliche Aktivitäten wie Sport erleben und wie sich soziale Exklusionsprozesse auf sie auswirken. Dabei gehen die Forscher*innen von einer systemisch-räumlichen Trennung von binär konstruierten Geschlechterbildern aus, welche sich besonders daran erkennen lässt, wie Sporteinrichtungen gestaltet sind (Hargie et al. 2017). Auch soziale Exklusion innerhalb von Sportteams spielt bei den Erfahrungen von trans* Menschen eine bedeutende Rolle. Vor allem im Sport ist ihnen zufolge eine binäre, cis- und heteronormative soziale Ordnung festgesetzt. Die Forschenden untersuchen mithilfe von zehn semi-strukturierten Interviews mit trans* Personen aus einer Selbsthilfegruppe in Belfast, Nordirland wie diese Exklusion und Inklusion im Sport erfahren (Hargie et al. 2017).

Als größtes Hindernis benennen die Teilnehmenden öffentliche Umkleidegarderoben. Die Teilnehmenden erzählen von Angstgefühlen und Unwohlsein, da sie negative Gegenreaktionen auf ihre Anwesenheit erwarten. Zudem möchten sie nicht, dass sich andere Sportler*innen aufgrund ihrer Präsenz in der Garderobe unwohl fühlen. Die Befürchtung, dass sie andere stören könnten und bestimmte soziale Regeln brechen, wird besonders von jenen Personen thematisiert, welche sich kurz vor oder mitten in der physischen Transition befinden (Hargie et al. 2017). Da Umkleidekabinen von der erhöhten Sichtbarkeit von Körperlichkeit geprägt sind kommen weitere Sorgen hinzu. Beispielsweise wird sehr darauf geachtet, welche Kleidung angezogen wird, so wird die eigene Gender Performance an die vorherrschenden Strukturen im Raum angepasst. Die Teilnehmer*innen fühlen sich exponiert und sind besonders wachsam, wie andere auf sie reagieren. Eine zusätzliche Schwierigkeit ist, wenn die befragten trans* Personen dazu gezwungen werden, die Umkleide des bei ihrer Geburt zugewiesenen Geschlechts zu benutzen. Die eigene Identität muss hierfür versteckt werden, was als diskriminierend erfahren wird (Hargie et al. 2017). Daher sprechen sich die Teilnehmenden für individuelle Kabinen in Sporteinrichtungen aus, um dem sozialen Druck und individuellem Stress entgegenzuwirken.

Negative Erfahrungen mit Gruppensportarten aus der Schulzeit bewirken für viele Teilnehmende, dass sie Team-Sport als Erwachsene meiden. Die Erwartung einer maskulinen Gender Performance bei sportlichen Aktivitäten stellt insbesondere für männlich sozialisierte Kinder und Jugendliche eine Hürde dar. Für die teilnehmenden transidenten Frauen ist dies ebenso der Fall (Hargie et al. 2017). Selbst Möglichkeiten der Sport-Ausübung außerhalb von Sporteinrichtungen, etwa in der Natur, stellen für viele Teilnehmende eine Schwierigkeit dar, da Belästigung und Diskriminierung befürchtet und erlebt werden (Hargie et al. 2017). Das verdeutlicht eine weitgehende Einschränkung der Sportmöglichkeiten für trans* Personen. Dies hat zur Folge, dass die Teilnehmenden sich zurückziehen und Sport in der Öffentlichkeit gänzlich vermeiden. Es wird von körperlichen und psychischen Auswirkungen dieser räumlichen Diskriminierung berichtet.

Jayne Caudwell (2020) beschäftigt sich auch mit den Erfahrungen, welche trans* Personen im Sport machen, jedoch spezifisch auf das Erleben von Schwimmbädern. Dabei werden Mitglieder einer trans* Schwimmgruppe im Zeitraum von 2017 bis 2020 in Bournemouth, Großbritannien zu ihren Erfahrungen mit dem gemeinsamen Schwimmen befragt. Dafür werden neun semi-strukturierte Interviews und drei Fokusgruppengespräche durchgeführt, sowie 63 für das Forschungsprojekt individuell angefertigte Zeichnungen der Teilnehmer*innen herangezogen. Die Zeichnungen sollen zeigen, wie sich die Teilnehmer*innen vor, während und nach dem Schwimmen fühlen. Sie werden hier jedoch nicht gesondert ausgewertet, viel eher gelten sie als visuelle Ergänzungen zu den Erzählungen.

Caudwell geht davon aus, dass die Partizipationsmöglichkeiten von trans* Personen besonders von der räumlichen Infrastruktur und der eingeforderten geschlechtlichen Verkörperung abhängig sind (Caudwell 2020). So verbinden viele der Teilnehmer*innen Sport und Schwimmen mit Gefühlen der Unsicherheit und einem Unwohlsein, den eigenen trans* Körper vor einer Menge an cisgender Personen zu exponieren. Unsicherheitsgefühle kommen somit auf einer verkörperten Ebene beim Ausüben von Sportarten hervor. Dies hängt vor allem davon ab, wie sie von außen durch den, wie Caudwell es formuliert, sogenannten *cisgender gaze* wahrgenommen werden (Caudwell 2020). Das Gefühl beobachtet zu werden sorgt für Unwohlsein und eine zukünftige Vermeidung bestimmter Räumlichkeiten.

Bezogen auf die Erfahrungen in der trans* Schwimmgruppe sprechen die Teilnehmenden von einer dazugewonnenen Freiheit, unbesorgt Sport machen zu können, und sie fühlen sich dementsprechend durch die Vielzahl an trans* Mitschwimmenden gestärkt (Caudwell 2020). Auch die Infrastruktur der Umkleidegarderobe, welche üblicherweise eine Schwierigkeit darstellen kann, wirkt auf die Befragten aufgrund der individuellen Kabinen und nicht vorhandenen Geschlechtertrennung inkludierend und einladend (Caudwell 2020). Zudem wird berichtet, dass weniger Geschlechtsdysphorie erfahren wird, da die Mitschwimmenden ebenfalls trans* sind und demnach trans* Körper keine auffällige und erhöhte Sichtbarkeit erfahren. Dies ermöglicht besonders trans* Menschen, die sich gerade in der medizinischen Transition befinden, und nicht-binären Personen sich sportlich zu beteiligen, ohne Othering zu erfahren (Caudwell 2020).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass vor allem Erfahrungen mit Marginalisierung, Stigmatisierung und Diskriminierung zentral gesetzt werden. Diese werden in allen untersuchten öffentlichen Räumlichkeiten erlebt. Besondere Schwierigkeiten erleben die befragten nicht-binären Menschen und jene Personen, die als geschlechtlich non-konform wahrgenommen werden (Grant et al. 2011; James et al. 2016; Lubitow et al. 2017; Dubin et al. 2021; Shakibaei & Vorobjovas-Pinta 2022). Da diese Wahrnehmung jedoch stets subjektiv ist, lässt sich dies nicht verallgemeinernd behaupten. Zudem werden nicht nur trans* Menschen als non-konform gelesen, was wiederum die Konsequenzen geschlechtlich segregierter Raumkonstruktionen für trans* Personen, aber auch für die weitere Gesellschaft, verdeutlicht.

Weitere thematische Schwerpunkte, die quer über die Literatur von den Teilnehmer*innen gesetzt werden, sind das Empfinden von Unsicherheit in öffentlichen Räumen (Schönpflug et al. 2015; Oakleaf & Richmond 2017; Lampe et al. 2020) und damit zusammenhängend eine erhöhte Wachsamkeit über das eigene Auftreten und die Anwesenheit anderer Personen (Lubitow et al. 2017; Hargie et al. 2017; Lampe et al. 2020). Dies verstärkt sich in stark geschlechtlich binär kodierten Räumlichkeiten, in denen menschliche Körper sichtbarer, nackter und vulnerabler sind (Oakleaf & Richmond 2017; Hargie et al. 2017). Besonders in solchen Räumen wird ein Wunsch nach mehr Anonymität und Privatsphäre erkennbar (Lubitow et al. 2017; Dubin et al. 2021).

Die in der Literatur am häufigsten vorkommende Handlungsstrategie ist die Vermeidung von öffentlichen Räumen, in denen Unbehagen empfunden wird und/oder in denen Diskriminierung und Belästigung erlebt wird (FRA 2013; Herman 2013; Schönpflug et al. 2015; James et al. 2016; Lubitow et al. 2017; Oakleaf & Richmond 2017; Hargie et al. 2017; Lampe et al. 2020; Caudwell 2020; Dubin et al. 2021). Auf Dauer kann dies zu einer zunehmenden Verdrängung aus dem öffentlichen Raum führen, was eine Einschränkung der Partizipationsmöglichkeiten bedeuten kann. Den hier dargelegten Forschungen zufolge kann dies gesundheitliche, sowohl körperliche als auch psychische, Konsequenzen mit sich bringen (James et al. 2016; Hargie et al. 2017; Dubin et al. 2021; Gotfredsen & Linander 2023).

Obwohl die Fokussierung auf Diskriminierungserfahrungen naheliegend und äußerst wichtig ist, fällt dennoch auf, dass es sehr wenige Forschungen zu weiteren Lebenserfahrungen von trans* Menschen im öffentlichen Raum gibt. Zwar wird in einzelnen Texten die Schaffung von politischen Räumen und aktivistischen Partizipationsmöglichkeiten thematisiert (Schönpflug et al. 2015; Gotfredsen & Linander 2023) und die Bedeutung von positiv erlebten „Safe Spaces“ zur Schaffung von Zugehörigkeit dargelegt (Oakleaf & Richmond 2017; Caudwell 2020; Gotfredsen & Linander 2023), jedoch gibt es wenige Einblicke darin, welche öffentlichen Räume Entfaltungsmöglichkeiten bieten können. Zudem mangelt es noch an einer ganzheitlichen Perspektive, welche einen größeren Erfahrungshorizont erfasst, in dem auch Ambivalenzen vorkommen. Besonders im deutschsprachigen Raum sind Forschungen zu soziologischen Fragestellungen spärlich vorhanden, da der Großteil der Literatur medizinische Fragen zu den Themen Transition und Geschlechtsdysphorie behandelt. Des Weiteren konnten keine soziologischen Untersuchungen gefunden werden, in denen visuelles Material oder mithilfe von visuellen Methoden ausgewertet wird. Die hier dargelegte Forschungsarbeit kann hoffentlich aufgrund der breiter angelegten Forschungsfrage und der aktiven Mitgestaltung der Teilnehmenden am Bild- und Interviewmaterial einige der erwähnten Forschungslücken anreißen.

3. Theoretischer Rahmen

3.1. Die soziale Konstruktion von Geschlecht

Um ein Verständnis davon bekommen zu können, inwiefern Geschlecht und öffentliche Räumlichkeiten sich gegenseitig beeinflussen und in Zusammenhang stehen, muss zunächst der soziale Konstruktionscharakter von Geschlecht und Raum auf theoretischer Ebene dargelegt werden. Im folgenden Kapitel wird anfangs die soziale Konstruktion von Geschlecht, daraufhin die soziale Herstellung von Räumen und schließlich deren Wechselbeziehung genauer erläutert. Da die vorliegende Arbeit konstruierte und normierte Räumlichkeiten und nicht die Geschlechtsidentität der Teilnehmenden kritisch hinterfragen soll, ist zudem anzumerken, dass nur kurz auf die soziale Herstellung von Geschlecht verwiesen wird, damit die Beziehung zwischen Geschlecht und Raum verdeutlicht werden kann. Die theoretische Darlegung der Geschlechtskategorie dient dem Aufzeigen ihres hegemonialen Charakters in der Gesellschaft.

Kritische Hinterfragungen des Geschlechtskonzepts sind besonders in den 1970er Jahren vermehrt in den sozialwissenschaftlichen Diskurs eingebettet worden, wobei zunächst eine Begriffsunterscheidung zwischen „sex“ und „gender“ vorgenommen wurde. Dieser Vorstellung zufolge beschreibt „sex“ das durch die Natur vorgegebene, anatomische Geschlecht einer Person anhand primärer und sekundärer Geschlechtsmerkmale, während der Begriff „gender“, das sogenannte soziale Geschlecht, auf gesellschaftliche Rollenzuteilungen und Geschlechtsdarstellungen angewendet wird (West & Zimmerman 1987). Die diskursive Trennung der beiden Begrifflichkeiten lässt sich jedoch historisch bereits in den 1960er Jahren verorten. Verwendung fand sie da im Kontext der klinisch-medizinischen Behandlung von transgeschlechtlichen Personen, um geschlechtsspezifische Charakteristika herauszuarbeiten (Garfinkel 1967). Im Laufe der Etablierung der Geschlechterforschung als wissenschaftliche Disziplin wurde der Zusammenhang zwischen Geschlecht und anderen sozialen Kategorien, wie zum Beispiel der Klassenzugehörigkeit oder der Ethnizität/„*race*“, genauer erforscht. Dabei kam es zu einer immer größer werdenden Kritik an dieser Begriffsunterscheidung.

Judith Butler, eine*r der bekanntesten Vertreter*innen² der Gender Studies, versteht Geschlecht als sozial und diskursiv hergestellt und als wandelbares, flexibles und prozesshaftes Konzept. Aufgrund der historisch unterschiedlichen, wechselhaften und widersprüchlichen Konzeptionen von Geschlecht „[...] lässt sich die „Geschlechtsidentität“ nicht aus den politischen und kulturellen Vernetzungen herauslösen, in denen sie ständig hervorgebracht und aufrechterhalten wird.“ (Butler 1991, S. 18). Geschlecht wird somit in verschiedensten Situationen diskursiv ausgehandelt und performativ hergestellt und kann demnach keine fixierte, biologische Gegebenheit sein, weshalb die Unterscheidung zwischen „sex“ und „gender“ für Butler keine Relevanz besitzt (Butler 1991). Die Etablierung eines Verständnisses dieser Veränderbarkeit und Vielfältigkeit von Geschlechtsidentitäten sieht Butler als zentrales Anliegen des Feminismus. Dementsprechend lässt sich auch die Kategorie „sex“ als ein soziales Konstrukt verstehen, das aus feministischer Perspektive eine Denaturalisierung und Dekonstruktion benötigt (Degele 2008; Schuster 2012).

Des Weiteren kritisieren Feminist*innen und Vertreter*innen der Queer Theory die Heterosexualitätsnorm. Judith Butler spricht hier von einer sogenannten *zwangsheterosexuellen Matrix* (Butler 1991). Somit führt die Unterteilung zwischen „sex“ und „gender“ lediglich zu einer stärkeren Dichotomisierung der sozialen Kategorien „Mann“ und „Frau“, was die vorgegebene zwangsheterosexuelle Ordnung verfestigt und misogyne Unterdrückungssysteme legitimiert (Butler 1991). Es folgt schließlich eine Naturalisierung von Heterosexualität, mithilfe derer der sozial normierte weibliche Körper für den Mann konstruiert wird (Ahmed 2006). Auch wird dadurch eine Zweigeschlechtlichkeitsnorm etabliert. Dabei wird Zweigeschlechtlichkeit durch soziale Praktiken produziert, indem Individuen anhand spezifischer geschlechtlich kodierter Merkmale ein bestimmtes Geschlecht zugeteilt wird. Die von sozialen Interaktionsprozessen bedingte Konstruktion von Geschlechtlichkeit verdeutlicht die Fluidität und Wandelbarkeit des Geschlechtskonzepts (Sweet & Escalante 2015). Die diskursive Einteilung in „Mann“ und „Frau“ beinhaltet Normvorstellungen von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“, mithilfe derer eine geschlechtliche symbolische Ordnung perpetuiert wird (Wastl-Walter 2010; Cunningham 2018). Queere

² Hier wird eine geschlechtsneutrale Beschreibung verwendet, da Butler in den vergangenen Jahren vermehrt in Interviews von sich als nicht-binäre Person gesprochen hat und mitunter „they/them“ Pronomen verwendet (siehe: Gleeson, Jules (2021): Judith Butler: ‘We need to rethink the category of woman’. The Guardian.).

Personen, also jene Menschen, welche dem gesellschaftlich vorgegebenen binär-geschlechtlichen und heterosexuellen Ordnungsprinzip nicht entsprechen, stechen somit heraus und werden als normabweichend und störend wahrgenommen, dargestellt und behandelt (Ahmed 2006).

Jedoch muss ergänzt werden, dass die Zustimmung zum Geschlecht als fluides soziales Konstrukt nicht die Anerkennung des Erlebens von Geschlechtsidentität und von außen kommenden Geschlechtszuordnungen und die damit einhergehenden Konsequenzen für die betroffenen Personen ausschließt (The Roestone Collective 2014). So wird Geschlecht auch leiblich erfahren und wie ein Individuum wahrgenommen wird, hat reale Auswirkungen auf das Leben dieser Person. Dies ist besonders für transgeschlechtliche, nicht-binäre und queere Menschen von Bedeutung. Die Wahrnehmung des vermeintlichen Geschlechts eines Menschen und die binär geschlechtliche Zuordnung von einer außenstehenden Person erfolgen basierend auf einem existierenden gesellschaftlichen Wissenskorporus über Geschlecht und dessen Symbolträchtigkeit (Cunningham 2018). Diese innerhalb von Sozialisationsprozessen erlernten und impliziten Auftretens- und Verhaltensregeln tragen dazu bei, dass trans* Personen anhand ihrer Nähe zum binär geschlechtlichen Ideal eines Mannes oder einer Frau wahrgenommen und gewertet werden. Das sogenannte „Passing“³ einer Person trägt dazu bei, wie sie von Außenstehenden wahrgenommen wird und mit welchen Schwierigkeiten sie konfrontiert werden kann. Dabei basiert das „Passing-Modell“ auf einer naturalisierten und essentialistischen Annahme von Geschlechtlichkeit, der es zu entsprechen gilt (Cunningham 2018). So wird auch das trans-Sein danach gemessen, wie „gut“ eine Person „passed“, wodurch es zu einer Hierarchisierung von Personen mit „gutem Passing“ und „schlechtem Passing“ kommt, wobei das „Passing“ eines Individuums nicht zwangsweise an die tatsächliche Geschlechtsidentität der Person gebunden sein muss.

³ Der Begriff des „Passing“ beschreibt, dass ein transgeschlechtliches Individuum nicht als trans* wahrgenommen wird. So werden trans* Menschen, die „Passing“ erfahren als cisgender und demnach nicht „auffällig“ gelesen.

3.2. Die soziale Konstruktion von Räumlichkeit

3.2.1. Definition des Raumbegriffs

Um untersuchen zu können, welche Erfahrungen trans* Menschen in verschiedenen öffentlichen Räumen machen, muss zunächst der Begriff des (öffentlichen) Raumes genauer definiert werden. In der Geschichte der geografischen und sozialwissenschaftlichen Raum- und Stadtforschung häufen sich die verschiedenen Begriffsdefinitionen und Denktraditionen.

Der klassische Raumbegriff, geprägt vom Physiker Isaac Newton, definiert den Raum als vom menschlichen Handeln unabhängiges, physisches Gebilde. Demnach besitzt dieser Raum eine materielle Existenzgrundlage, welche definierbar, messbar und eingrenzbar ist. Sich in diesem Raum befindende Körper haben keinen Einfluss auf die Entstehung des Raumes. Dieses absolutistische Raumverständnis, welches einen Dualismus zwischen Raum und Körper bzw. Raum und Individuum voraussetzt, unterscheidet sich von späteren relativistischen Raumvorstellungen, welche einen Zusammenhang und eine Wechselbeziehung postulieren (Löw 2001).

Der französische Soziologe Henri Lefebvre (1991) argumentiert, dass es für das Verständnis sozialer Prozesse im Raum eine Analyse benötigt, welche nicht nur die Inhalte eines Raumes untersucht, sondern viel eher den Fokus auf den Raum selbst und dessen Konstitution legt. Er hinterfragt die Annahme, dass der Raum lediglich ein luftleerer Behälter ist und stellt zugleich die These auf, dass es sich dabei um eine ideologisch bedingte Annahme handelt (Lefebvre 1991). Diese Vorstellung wurde allmählich durch eine Betrachtung des Raumes als dynamisches Konstrukt ersetzt, welches durch menschliche Interaktionsprozesse hergestellt wird und somit als sozial konstruiert gilt (Lefebvre 1991; Massey 1994; Massey 1999; Löw 2001; Löw 2008). Der sogenannte „spatial turn“, welcher ein erweitertes Verständnis vom Räumlichen und dessen Bedeutungsmacht mit sich brachte, schuf dementsprechend überhaupt erst die Möglichkeit eines Definitionswandels, da anhand dieser relativistischen Sichtweise des Raumes als wandelbares und dynamisches soziales Konstrukt der Raum Relevanz für sozialwissenschaftliche Forschungen erhalten konnte (Löw 2008).

Die Raumsoziologin Martina Löw schreibt hierzu: *„So wie Räume als Territorien, Zimmer oder Landstriche, das heißt als materiell vorzufindende Objekte, bestimmbar sind, so bedarf es für diese Materialisierung auch einer individuellen und kollektiven Verknüpfungsleistung, die die gesellschaftlich vorstrukturierten Formen produziert.“* (Löw 2001, S. 62). Löw spricht hier von

einem sozialen Raum, welcher von der Verknüpfung materieller und symbolischer Elemente geprägt ist. Henri Lefebvre definiert den sozialen Raum als „*Materialisierung des sozialen Wesens*“ (Lefebvre 1991, S. 101f.). Der Annahme der relativistischen Ansicht folgend, lässt sich der Raum als eine relationale Gegebenheit definieren, in welcher die Platzierung verschiedener Körper und Gesellschaftsmitglieder maßgebend für die Konstitution des jeweils spezifischen Raumes ist (Massey 1994; Löw 2001). Die Relationalität der Raumkonstitution bestimmt somit auch die Struktur des Raumes. Ebenso stehen verschiedene Räume in einem relationalen Verhältnis zueinander (Foucault 1986). Ein inhärentes Strukturmerkmal des Räumlichen besteht in der Komplexität seiner Zusammensetzung und Konstruktion. Doreen Massey versteht den sozialen Raum wie folgt: „*Thus, the spatial is socially constructed. ‘Space’ is created out of the vast intricacies, the incredible complexities of the interlocking and the non-interlocking, and the networks of relations at every scale from local to global. What makes a particular view of these social relations specifically spatial is their simultaneity.*“ (Massey 1994, S. 265).

Das Soziale des Raumes konstituiert sich aus Aspekten der Gleichzeitigkeit und Begegnung (Lefebvre 1991). Dieser Raumbegriff bezeichnet somit die „*Organisation des Nebeneinanders*“ (Löw 2001, S. 12). Die Auffassung eines Raumes ist folglich abhängig von der menschlichen Wahrnehmung und Positionierung im jeweiligen Raum. Es handelt sich hierbei um einen verinnerlichten Prozess, der eine Beziehung zwischen Individuum und Raum voraussetzt und die weiterfolgende Handlung im Raum auf ein konkretes Ergebnis und Ziel hinaus ausrichtet (Löw 2001). Dafür benötigt es den Raum als soziale Kategorie, mithilfe welcher die individuelle Positionierung im Raum nachvollziehbar gemacht werden kann. Die Prozesshaftigkeit der Raumkonstitution ist in diesem Sinne nur untersuchbar, wenn der Raum als gesellschaftlicher Begriff gefasst wird. Räumlichkeit wird somit als „*spezifische Form des Gesellschaftlichen*“ (Löw 2001, S. 167) verstanden.

3.2.2. Der institutionalisierte Macht- und Handlungsraum

Wenn diese sozialen Verknüpfungsprozesse routiniert geschehen, kann von einem institutionalisierten Vorgang gesprochen werden, bei dem bestimmte Handlungen reproduziert und schließlich verallgemeinert werden. Ein Raum gilt als institutionalisiert, wenn die Verknüpfungsleistungen bestimmter raumkonstituierender Personen normiert werden, das heißt eine Wirkung nach außen erzeugt wird (Löw 2001). „*Als institutionalisierte*

(An)Ordnung wird der Raum zur Objektivation, das bedeutet, dass er ein Produkt menschlicher Tätigkeit – als gegenständlich erlebt wird.“ (Löw 2001, S. 164). Räume können demnach strategisch genutzt und politisch wirkmächtig werden (Lefebvre 1991; Soja 1996).

Da die individuelle Erfahrungswelt maßgebend für die Teilhabe an der Konstitution von sozialen Räumen ist, und verschiedene Individuen aufgrund sozialer Kategorisierungsprozesse, beispielsweise anhand Ethnizität/„*race*“, Geschlecht und Klassenzugehörigkeit, unterschiedliche Machtressourcen besitzen, kann sich diese Verteilung der Macht auf die Möglichkeit der Raumschaffung auswirken (Löw 2001). Dementsprechend ist die Positionierung und Anordnung einer Person in einem spezifischen Raum abhängig von der eigenen Anhäufung an Kapital und Macht und folglich entscheidend für soziale und politische Machtkämpfe und Aushandlungen (Harvey 1989; Löw 2001). Nicht alle Gesellschaftsmitglieder besitzen die gleichen Ausgangsbedingungen, mithilfe derer sie sich selbst, aber auch andere Personen, im sozialen Raum platzieren können und somit die Herstellung sozialer Räumlichkeit als gesellschaftlichen Prozess beeinflussen. Dabei können auch ganze Bevölkerungsgruppen andere Personen im Raum platzieren bzw. selbst von außen angeordnet werden (Löw 2001).

Die Sozialgeografin Doreen Massey spricht hier von einer sogenannten „*power geometry*“, welche besagt, dass verschiedene soziale Gruppen unterschiedlich viel Macht für die Raumkonstitution besitzen und dementsprechend ihre räumliche Mobilität eingeschränkt werden kann (Massey 1994, S. 149). Machtbesitz ist folglich ausschlaggebend für die Erfahrung von Mobilität. Macht ist dabei ebenfalls relational gedacht, sodass verschiedene Beziehungskonstellationen auch unterschiedliche Machtverhältnisse beinhalten. Die Möglichkeit, den öffentlichen Raum zu beeinflussen und mitzugestalten kommt mit einer erhöhten Mobilität und Bewegungsfreiheit einher. Der Besitz kultureller und sozioökonomischer Privilegien gewährleistet die freien Nutzungsmöglichkeiten des öffentlichen Raumes. Jedoch sorgt die zunehmende Privatisierung öffentlicher Räumlichkeiten dafür, dass diese nicht für alle auf die gleiche Art und Weise zugänglich bleiben. Zuzüglich zur Privatisierung folgen auch steigende Polizeikontrollen, Überwachungen und Reglementierungen, welche Ängste und Unsicherheiten in der Bevölkerung wachsen lassen können (Harvey 1989).

3.2.3. Raum, Körper und Geschlecht

Ähnlich wie Räume, sind auch menschliche Körper relationale Anordnungen, welche in einem Verhältnis zueinanderstehen (Löw 2001). Dieses Verständnis eröffnet Möglichkeiten für neue, offene und wandelbare Körperkonzepte. Dabei sind Körper und Raum abhängig voneinander, da der Körper während des Raumkonstruktionsprozesses stets beschrieben, eingeschrieben und im Raum zugeordnet wird. Aber auch Räume werden körperlich und leiblich erfahren (Löw 2008). Körper bewegen sich im Raum aufeinander zu und kreieren dadurch mehr Raum (Ahmed 2006). Der Körper selbst lässt sich somit auch als Raum definieren, welcher ebenfalls anhand sozialer Normen und Körpervorstellungen konstruiert wird (Butler 1991). Diese Körpervorstellungen sind, wie der soziale Raum, dabei „durchzogen von den Strukturprinzipien Klasse und Geschlecht“ (Löw 2001, S. 179).

Da die Konstruktion eines Raumes ein gesellschaftlicher Prozess ist (Massey 1994), spielen auch gesellschaftliche Dynamiken und Machtverhältnisse hierbei eine bedeutsame Rolle. Räume zeigen repräsentativ, welche Machthierarchien in der Gesellschaft vorherrschen (Kutschinske & Meier 2000). Dies beinhaltet die Möglichkeit für jene Raumschaffende, die ausreichend Kapital und Macht besitzen, um den sozialen und öffentlichen Raum aktiv zu gestalten und zu formieren, andere Personen aus den Räumlichkeiten zu exkludieren. Dies geschieht sowohl über Grenzziehungsprozesse innerhalb eines Raumes als auch in Relation zu anderen Räumlichkeiten. „*They construct singular, fixed and static identities for places, and they interpret places as bounded enclosed spaces defined through counterposition against the Other who is outside.*“ (Massey 1994, S. 168). Prinzipiell handelt es sich bei der Raumkonstitution um ein Schaffen eines Inneren und eines Außen; es wird in Differenzierungen gedacht und zugeordnet (Löw 2008). So gibt es stets ein innerhalb und ein außerhalb des Raumes und dementsprechend auch jene, die in den Raum inkludiert bzw. aus dem Raum exkludiert werden (Lefebvre 1991; Löw 2001; Valentine 2007). Dies hat zur Folge, dass sich Betroffene zugehörig oder nicht zugehörig fühlen können. So entsteht ein Framing der „Fremdheit“ und eine Zuordnung des Bekannten und Gewollten. Die Verknüpfungsleistungen eines sozialen Raumes entstehen, wie vorhin bereits erwähnt, aufgrund von Klassen- und Geschlechtszugehörigkeit, wie auch ethnischer Zugehörigkeit, weshalb Personen mit verschiedenen Lebensgeschichten einen Ort auf unterschiedliche Weise erfahren können (Löw 2001; Löw 2008). Hegemoniale Räumlichkeiten sind dementsprechend dadurch charakterisiert, dass sie sowohl ein symbolischer Ausdruck als auch eine

realerfahrene Gegebenheit patriarchaler, kapitalistischer und rassistischer Systeme sind. Somit sind soziale Räume stets auch Aushandlungsräume. Das Zusammentreffen verschiedener sozialer Akteur*innen macht sie zu geteilten Räumen, welche Konfliktpotenzial besitzen (Massey 1994).

Die Tatsache, dass öffentliche Räume historisch von cisgender Männern geschaffen und gestaltet wurden, darf hierbei nicht außer Acht gelassen werden. So beinhaltet die traditionelle Trennung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit eine geschlechtliche Komponente, da das Private, das Zuhause, weiblich konnotiert ist, während öffentliche Räumlichkeiten noch als männlich gelten (Löw 2001; Sweet & Escalante 2015; Nirta 2018). Die Zuschreibung des privaten Zuhauses als weiblich dient der sozial-räumlichen Kontrolle von cisgender Frauen und der Bewahrung ihrer Körper in der privaten Sphäre (Massey 1994). Das Zuhause wird als weiblich kodiert, dem der Privatheit bestimmte Werte wie Verlässlichkeit, Sicherheit und Stabilität zugeschrieben werden, jene Werte, welche auch cisgender Frauen stereotypisch zugeordnet werden (Massey 1994). Die hegemoniale, geschlechtsgebundene Konstruktion des öffentlichen Raumes, welches für Betroffene ein „Out-Of-Place“-Gefühl erzeugen kann, zeigt sich besonders bei Frauen, wenn sie sich in bestimmten öffentlichen Räumen aufhalten. Die Sexualisierung durch vorbeigehende Männer und die damit einhergehende Unvorhersehbarkeit potenzieller körperlicher und/oder sexualisierter Gewalt stellen eine Einschränkung der Mobilität für Betroffene dar (Massey 1994). Diese Limitationen haben einen Einfluss darauf, wie sicher bzw. unsicher sich betroffene weiblich gelesene Personen in öffentlichen Räumen fühlen (Ruhne 2011).

Geschlechtlichkeit hat Auswirkungen auf die Raumkonstitution, aber auch die Räumlichkeit kann dazu beitragen, ob und inwiefern die soziale Kategorie Geschlecht in einem Raum hergestellt wird (Massey 1994). Demnach herrscht hier eine sich gegenseitig konstituierende Wechselwirkung zwischen Raum und Geschlecht. Indem spezifische Räume aufgrund der in ihnen integrierten Symboliken und sozialen Regeln geschlechtlich kodiert werden, kann dies zu Ausgrenzungsprozessen und Gewalterfahrungen führen (Massey 1994). Im weiteren Sinne tragen Räume dadurch dazu bei, wie Geschlecht im öffentlichen Raum verstanden wird. Dementsprechend entstehen implizite, aber auch explizite Regeln dafür, was als männlich oder weiblich gilt und diese Regeln können über soziale Räume festgeschrieben und institutionell verankert werden. Jene Verhaltens- und Erscheinungsweisen, welche den vorgegebenen

geschlechtlichen Raumstrukturen nicht entsprechen, können somit aus der Struktur und folglich aus dem Raum fallen. Räumliche Kontrolle dient der Konstruktion und Forcierung von binären Geschlechterbildern (Massey 1994). Doreen Massey richtet ihr Raumverständnis somit gegen einen biologischen Essentialismus der sozialen Kategorien „Mann“ und „Frau“. Die Dichotomisierung von Geschlechtlichkeit führt zu definierten Unterscheidungen zwischen den beiden Kategorien und kann schließlich bestimmte Vorteile für die dominante Gruppe, in diesem Fall cisgender Männer, mit sich bringen. Dies führt zu einer Verfestigung sozialer Regelungen, was wiederum strukturelle Veränderungen erschweren kann.

Kontroll- und Sicherheitsmaßnahmen orientierten sich vielfach an der Existenz von cisgender Frauen in der Öffentlichkeit (Sweet & Escalante 2015). Die Entwicklung des städtischen Lebens, wie es in der US-amerikanischen und westeuropäischen Welt verstanden wird, stellte die Dinge auf den Kopf, da nun auch vermehrt cisgender Frauen im öffentlichen Leben involviert wurden. *„Urban life potentially challenged patriarchal systems.“* (Massey 1994, S. 167). In der urbanen Stadt konnten sich somit all jene Faktoren und Dynamiken, welche zur Konstruktion sozialer Räume beitragen, an einem Ort sammeln, vereinigen und verstärken.

Die queer-feministische Raumforschung versucht die Raum- und Stadtbegriffe umzuwandeln, indem sie die Stadt als Möglichkeitsraum konzipiert, in welchem Offenheit und politischer Widerstand vorherrschen und Frauen und queere Personen gemeinsam gegen patriarchale Machtverhältnisse ankämpfen können (Soja 1996). Nicht außer Acht zu lassen ist jedoch die Kritik, dass die feministische Raumforschung, wie es Edward Soja schon angemerkt hat, einen starken Fokus auf die Mann-Frau-Dichotomisierung und die daraus resultierenden geschlechtlich getrennten Räumlichkeiten legt (Soja 1996). Jene Personen, die nicht in dieses binäre und cis-normative Geschlechterbild passen, werden somit in sozialwissenschaftlichen Forschungen oft nicht mitgedacht. Dementsprechend werden die Erfahrungen von transgeschlechtlichen und nicht-binären Personen im öffentlichen Raum und genauer in der Stadt im etablierten Theorienkorpus äußerst selten thematisiert (Schuster 2012).

3.2.4. Die Stadt als Möglichkeitsraum

Häußermann, Läßle und Siebel definieren die Stadt als *eine „soziale Tatsache, die sich räumlich geformt hat.“* (Häußermann et al. 2008, S. 301). Die westeuropäische Stadt ist ihnen zufolge im Sinne des Bürgertums geprägt und anhand einer scharfen Trennung zwischen der öffentlichen und privaten Sphäre strukturiert. Die Öffentlichkeit und die Privatheit polarisieren sich voneinander und bedingen sich gegenseitig. Die Privatheit ist somit nicht als Bestandteil des Städtischen konzipiert, eine gängige Annahme, welche von feministischen Stadtforscher*innen kritisch betrachtet wird. Diese Polarität findet auf vier distinktiven Ebenen statt: der juristischen, der funktionalen, der sozialen und schließlich auch der symbolischen Ebene (Häußermann et al. 2008). Die symbolische Dimension lässt sich anhand der im städtischen Raum vorhandenen Symbolisierungsprozesse von städtebaulichen Funktionen und Eigenschaften festhalten, mithilfe welcher Mobilität, Zugänglichkeit und Exklusion bzw. Inklusion bestimmt werden können (Häußermann et al. 2008). Die Soziologen und Stadtforscher führen aus: *„Öffentlicher Raum wird schließlich auch dadurch exklusiv, daß dort Minderheiten symbolische Präsenz versagt bleibt.“* (Häußermann et al. 2008, S. 304). Die Abgrenzung zu einem „Außen“ und somit die Konstruktion der Stadt als ein „Innen“ stellt ein strukturelles Grundmerkmal der modernen westeuropäischen Großstadt dar (Löw 2008).

Die Stadt ermöglicht zudem eine stärker werdende Individualisierung, da in einer Stadt verschiedene soziale Netzwerke aufgebaut werden können, welche unterschiedlichen Zwecken dienen. Dies gestattet dem Individuum sich von der Gemeinschaft und Familie, welche in ländlichen Regionen die dominanten sozialen Strukturen darstellen, zu emanzipieren (Häußermann et al. 2008). Die Möglichkeit des Rückzugs des Individuums in die eigene Sphäre und das eigene Milieu ist hierbei essenziell. Wenn Anonymität nicht gewährleistet werden kann, kann es zu Konflikten kommen (Häußermann et al. 2008; Sennett 2018). Die Stadt gilt als ein Raum voller Widersprüchlichkeiten, in welchem mehr Möglichkeiten und Freiheiten zur Verfügung stehen und zugleich Gewalt, Verfremdung und Distanz vorherrschen (Harvey 1989). So gilt die Stadt als repräsentativer Schauplatz für gesellschaftliche Zulassungs- und Restriktionsprozesse. Der städtische Raum bietet zudem eine Vielzahl an symbolischen Sinngehalten und impliziten Regeln, welche die kollektiven Praktiken prägen. Die Sozialität im städtischen Raum ist zerstreut, ungeordnet und undurchsichtig (Huffschmid 2016).

Die durch die Urbanisierung zunehmende Distanz und Verfremdung des städtischen Raumes führt dazu, dass Unsicherheit zum Strukturmerkmal der Stadt wird (Häußermann et al. 2008). Dabei wird zwischen Fremden und Bekannten unterschieden. *„Der Fremde aber ist im doppelten Sinn verunsichernd: als der Unbekannte und als der Andersartige. Das Verhalten eines Unbekannten kann man nicht kontrollieren. [...] Der Fremde als Andersartige ist ein bevorzugtes Objekt von Projektionen. Ihm werden typischerweise ungehemmtere Aggression und Sexualität unterstellt.“* (Häußermann et al. 2008, S. 310). Der Umgang mit Fremdheit, egal in welcher Art und Weise diese Fremdheit konzipiert und sozial konstruiert wird, gehört zur Alltäglichkeit des Stadtlebens. Das städtische Prinzip der Anonymität gewährt dabei eine Gleichgültigkeit gegenüber Fremden. Jedoch werden jene Fremde, die als andersartig oder auffällig wahrgenommen werden, mit konfliktreichen Begegnungen konfrontiert. Sogenannte „fremde Andere“ können dabei gemieden werden, indem entweder räumliche Distanz zu ihnen aufgebaut wird oder indem sie räumlich so isoliert werden, dass sie sich nicht zur Gänze am öffentlichen Leben in der Stadt beteiligen können (Sennett 2018, S. 157). Die geplante Exklusion von sogenannten „Anderen“ erfolgt beispielsweise über die Schaffung von öffentlichen Räumen oder Wohnräumen, welche aufgrund bestimmter raumkonzeptioneller und städtebaulicher Eigenschaften exkludierend und nicht zugänglich sind (Sennett 2018). Wenn die Herstellung von Räumen nur auf bestimmte Personengruppen ausgelegt ist, können jene Individuen, die nicht mitgedacht werden, oft die betroffenen Räumlichkeiten nicht ohne mögliche Konfrontationen betreten (Sennett 2018). So kann Exklusion aus dem öffentlichen bzw. städtischen Raum mithilfe von Städtebau und der Schaffung von Barrieren und Einschränkungen hergestellt werden. Die alltäglichen Begegnungsmöglichkeiten werden dementsprechend kontrolliert und minimiert.

Gängige stadtsoziologische Arbeiten thematisieren auch die städtisch-strukturelle Segregation und Marginalisierung von armutsbetroffenen und rassifizierten Menschen. Die räumliche Exklusion bestimmter Personengruppen aufgrund der Merkmale Ethnizität, Religion und Klasse kann dazu führen, dass jene Räume selbst *„Orte der Ausgrenzungen“* werden (Häußermann et al. 2008, S. 198). Der Exklusionscharakter des städtischen Raums ist hingegen nichts Neues, da der öffentliche Raum stets von Inklusions- und Exklusionsprinzipien geleitet wird (Häußermann et al. 2008). Welche Individuen jedoch zu einem bestimmten Zeitpunkt ausgegrenzt und marginalisiert werden, kann sich mit der Zeit ändern. Martina Löw argumentiert, dass Städte an sich aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive als Orte

betrachtet und analysiert werden sollten, in denen sich gesellschaftliche Prozesse und Dynamiken abspielen (Löw 2008). Die Geschlechtsidentität, Ethnizität und Klassenzugehörigkeit, sowie weitere Faktoren, spielen dabei eine bedeutende Rolle (Harvey 1989; Löw 2008). Das Stadterleben ist demnach abhängig von diversen Faktoren, aufgrund derer die Stadt differenziert wahrgenommen und erlebt wird. Die ungleiche Machtverteilung und die damit einhergehenden, beschränkten Partizipationsmöglichkeiten können zu einer Perpetuierung sozialer Ungleichheiten führen (Harvey 1989). Das städtische Erleben ist zudem im alltäglichen Erfahrungskontext eingebettet. Die Stadt wird basierend auf strukturell vorherrschenden Sinnzusammenhängen von den Individuen erlebt (Löw 2008). Die Wahrnehmung einer Stadt ist abhängig von der eigenen relationalen Positionierung in dieser spezifischen Räumlichkeit. Die Heterogenität als dominantes Strukturmerkmal der europäischen (Groß-)Stadt bedeutet demnach nicht gleich, dass das auch innerstädtische Problem der sozialen Ungleichheit gelöst wurde. Viel eher führt der Einschluss verschiedener Individuen und Kollektive mithilfe geteilter Praktiken und Habitus zu einer Verbindung. Dies bedingt aber nicht zwingend eine Emanzipation oder Gleichberechtigung (Löw 2008).

Die Stadt ermöglicht zudem sowohl eine erhöhte Visibilität von zuvor ausgegrenzten Bevölkerungsgruppen als auch eine potenzielle Emanzipation als Gruppe oder als Individuum (Huffschmid 2016). So gilt die Stadt als Arena der Selbstbehauptung und Selbstverwirklichung. Des Weiteren bietet die Stadt die Option, in der Masse der Anonymität unterzutauchen. Huffschmid schreibt: *„Denn die Stadt ermöglicht nicht nur Selbstinszenierung, sondern auch Unsichtbarwerdung, also die Befreiung von identitären Zuschreibungen, Vergemeinschaftungen und den damit einhergehenden Bild- und Raumordnungen.“* (Huffschmid 2016, S. 120).

Beispielsweise ermöglicht die Anonymität der Großstadt erst die Option der queeren Intimität, was in Kleinstädten und auf dem Land schwer möglich ist (Gammerl 2022). An sich sind die Grenzen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit in der Umgangsweise mit der Stadt seitens der LGBTQ+ Community mehr verschwommen, da historisch gesehen queere Zärtlichkeiten als Protest in die Öffentlichkeit getragen wurden. In diesem Sinne besteht für die LGBTQ+ Community eine Wechselseitigkeit zwischen Privatheit und Öffentlichkeit (Trott & Laufenberg 2023). Dies lässt sich auch als sogenannte *„intime Gegenöffentlichkeit“* betiteln (Gammerl 2022, S. 129). Anhand des Begriffs der Gegenöffentlichkeit kann die heteronormativ geordnete

Trennung in öffentlich und privat auch auf theoretischer Ebene kritisiert werden (Trott & Laufenberg 2023). Intimität ist auch Teil der Öffentlichkeit, indem sie am Beispiel der Ehe und heterosexuellen Liebesbeziehung Raum bekommt und als *„Ausdruck der heteronormativen Grundordnung biopolitisch gefördert“* wird (Hutta & Schuster 2022, S. 103). Die Autor*innen ergänzen, dass biopolitisch organisierte Infrastrukturen der Öffentlichkeit besonders für behinderte Menschen sowie queere, trans und nicht-binäre Personen ein Hindernis darstellen, da jene Strukturen auf die Einhaltung und Legitimierung bestimmter Normvorstellungen von Körperlichkeit und Sexualität ausgelegt sind (Hutta & Schuster 2022).

Dementgegen können queere Community Räume für LGBTQ+ Personen aufgrund der geteilten Identitäten und Erfahrungswerte eine Emanzipierung durch Partizipation, Solidarität und Zugehörigkeit ermöglichen (Hutta & Schuster 2022). Queere Räumlichkeiten werden als *„[...] von Offenheit geprägte Räume entworfen, durch welche Identitäten sowie soziale Kategorien [...] zum Gegenstand kontinuierlicher, nie abgeschlossener Aushandlungsprozesse werden.“* (Wastl-Walter 2010, S. 49). Der Stadtforscher Edward Soja bezeichnet jene Räumlichkeiten als sogenannte *„counterspaces“* (Soja 1996, S. 68), da hier widerständige Zusammenkünfte von Personen aus marginalisierten Communities stattfinden und sie in diesen Räumen gegen vorherrschende Machtverhältnisse ankämpfen können, um sich dadurch mehr Platz in der Öffentlichkeit zu verschaffen (Soja 1996; Hutta & Schuster 2022). Diese Beanspruchung und Aneignung des öffentlichen Raumes im Sinne eines *„queering of space“* ermöglicht die Etablierung einer geschlechtlich inklusiven Öffentlichkeit mit neuen räumlichen Strukturen (Goh 2018; Haid & Staudinger 2022).

4. Methodische Vorgehensweise

Im folgenden Kapitel wird die empirische Vorgehensweise dieser Abschlussarbeit dargelegt. Um zu untersuchen, wie trans* Personen öffentliche Räume wahrnehmen, wurden insgesamt acht Interviews durchgeführt. Dafür wurde die Partizipative Fotobefragung nach Bettina Kolb herangezogen, bei welcher die Befragten Fotos zu einer bestimmten Aufgabenstellung anfertigen sollen, welche anschließend in einem gemeinsamen Gespräch besprochen werden. Es wurden sowohl die Bilder als auch das Textmaterial ausgewertet und in einem weiteren Schritt miteinander kontrastiert. Für die Auswertung des Bildmaterials wurde die Bildclusteranalyse nach Michael Müller verwendet, bei welcher Bildtypen und schließlich auch Kategorien gebildet werden, indem der gesamte Bildkorpus aufgelegt, sortiert, kontrastiert und zusammengelegt wird. Das Textmaterial wurde mithilfe der Constructivist Grounded Theory nach Kathy Charmaz analysiert. Dafür werden in verschiedenen Kodierungsphasen entlang des Datenmaterials Initial Codes erstellt, die schließlich zu fokussierten Codes gruppiert werden. Das Ziel ist die Theoriegewinnung aus dem Material, wobei hier anzumerken ist, dass dies im Rahmen einer Masterarbeit nicht wirklich möglich ist. Viel eher werden theorienhaltige Aussagen konstruiert und ein Einblick in die Lebenserfahrungen eines kleinen Samples an trans* Personen geboten, die größtenteils in Wien leben.

4.1. Die Partizipative Fotobefragung

Mit Eintreten des „Visual Turns“ werden Bilder und andere visuelle Güter vermehrt als Forschungsmaterial für sozialwissenschaftliche Untersuchungen herangezogen (Kolb 2021). Ulf Wuggenig sieht in dem neuen Potenzial Bildlichkeit für die Wissenschaft zu nutzen die besondere Notwendigkeit der Anwendung qualitativer Methoden, da sich quantitative Forschungszugänge und Fotografien seines Erachtens schwer kombinieren lassen (Wuggenig 1990). Soziologische Fragestellungen, die mikrosoziologisch gestaltet sind und bestimmte Aspekte und Lebenserfahrungen von Befragten zu einem spezifischen Thema erforschen, sind dafür besser geeignet. Die Soziologin Bettina Kolb stimmt dem zu, *„Denn geht man über den Aspekt des Zählens von fotografischen Erscheinungsformen [...] hinaus und will man den kulturellen Kommunikations- und Decodierungsprozess betrachten, ist ein verstehender Zugang unabdingbar.“* (Kolb 2001, S. 98). Für bildanalytische Verfahren eignen sich besonders Zugänge der objektiven Hermeneutik (Oevermann 1979), da hierbei Sinnkonzeptionen reflektiert und aus dem Datenmaterial herausgearbeitet werden (Kolb 2001). Eine Spezifik der

Fotografie ist dabei, dass diese vielfältige Bedeutungszusammenhänge besitzen kann, welche von verschiedenen Forscher*innen unterschiedlich verstanden und interpretiert werden können. So ist für die Bildanalyse auch notwendig, dass der Entstehungskontext der Fotografie(n) mit in den Auswertungsprozess einbezogen wird (Kolb 2001).

Ihren Ursprung findet die Fotobefragung als Erhebungsmethode in den ethnografischen Fotointerviews des Anthropologen John Collier. Dabei dient die Kamera als ergänzendes Element für seine Beobachtungen. Die Fotografien werden von den Forscher*innen im Sinne einer Dokumentation gemacht mit dem Ziel, ihnen unbekannte Lebenswelten und Bevölkerungsgruppen bildlich festzuhalten (Kolb 2001). In den darauffolgenden Interviews gelten die Fotografien als Diskussionsimpulse und werden mit den abgebildeten Personen besprochen. Diese ersten fotografischen Forschungsansätze wurden von Ulf Wuggenig erweitert, welcher den Begriff der Fotobefragung prägte. Im Unterschied zu Collier sind bei diesem Ansatz die Befragten in einer aktiven Fotograf*innen-Rolle, da sie die Bilder anhand einer spezifischen Fragestellung anfertigen. Wuggenig argumentiert die Durchführbarkeit eines solchen partizipativen Zugangs anhand der rituellen Alltäglichkeit von Amateurfotografien (Wuggenig 1990). Explizit fordert Wuggenig die Teilnehmer*innen seines Projekts auf, Fotografien von der eigenen Wohnung zu machen. Die Aufgabenstellung orientiert sich an der Frage, was die Befragten besonders an ihrer Wohnung mögen bzw. nicht mögen. Anschließend sollen die Teilnehmer*innen erläutern, warum sie diese spezifischen Objekte oder Ausschnitte aus ihrer Wohnung gewählt haben. Das Besondere an diesem partizipativen Prozess besteht in der Tatsache, dass zwar explizite Bildinhalte abgebildet werden, aber auch potenzielle implizite Gedanken den Fotografierprozess leiten können (Wuggenig 1990). Wuggenig orientiert sich in seinem Forschungsinteresse an Erving Goffmans Konzept der Vorder- und Hinterbühne (1956). So gestatten Fotografien einen Zugang in die sonst schwer erreichbare Hinterbühne der (Selbst)-Darstellung. Dementsprechend ermöglicht die Fotobefragung als Forschungsmethode sichtbare, aber auch implizite unsichtbare Aspekte zu beleuchten (Wuggenig 1990).

Bettina Kolb geht mit ihrer Methode der Partizipativen Fotobefragung einen Schritt weiter. Sie beschreibt die Fotobefragung als einen Zugang, mit welchem subjektive Lebenserfahrungen herausgearbeitet werden können (Kolb 2021). Kolb orientiert sich an Ulf Wuggenigs Version der Fotobefragung und erweitert sein Konzept, indem sowohl die Bildmaterialien als auch

dazugehörige Interviewsegmente ausgewertet werden. Die Teilnehmenden sind aktiv an der Gestaltung des visuellen Datenmaterials beteiligt, da sie selbst Fotos anfertigen und daraufhin in einem Interview erklären, welche Bedeutung diese besitzen. Das bei dieser Methode außergewöhnlich hohe Maß an Partizipation ermöglicht den Befragten sich selbst zu reflektieren, durch die Fotografien bestimmte Aspekte aus ihrer Sinnwelt darzulegen und sich anhand der Beteiligung an einem wissenschaftlichen Forschungsprojekt auch zu ermächtigen (Kolb 2021). Das Potenzial, welches die Partizipative Fotobefragung besitzt, ist insbesondere für die Arbeit mit marginalisierten Communities bedeutsam. Da der subjektive Sinn während des Fotografierprozesses erkundet werden soll, richtet sich die Aufgabenstellung für solch ein Vorhaben an den persönlichen Erlebnissen, Einstellungen und Wahrnehmungsmustern. Da die Fotografien in einem äußerst spezifischen Kontext aufgenommen werden, ist dies auch für die Analyse mitzudenken. Die erstellten Fotografien sind die Antworten auf die jeweilige Fragestellung. Bettina Kolb forscht im Rahmen ihres Dissertationsprojekts zu subjektiven Vorstellungen von Gesundheit. Die Resultate orientieren sich demnach an der Fragestellung und stellen die Antwort auf die Frage, was die Befragten mit Gesundheit in Verbindung bringen, dar (Kolb 2001).

Im folgenden Abschnitt wird die Vorgehensweise bei der Partizipativen Fotobefragung genauer erläutert. In der Eröffnungsphase werden interessierte Forschungsteilnehmer*innen gesucht und ihnen die Aufgabenstellung samt Erläuterung des weiteren Forschungsablaufs übermittelt. Im aktiven Erhebungsprozess werden die Fotografien angefertigt. Wie die Fotobefragten den Fotografierprozess gestalten möchten, ist vollkommen ihnen überlassen und wird nicht von der forschenden Person beeinflusst (Kolb 2021). Anschließend wird ein Interview geführt, in welchem die Fotobefragten erläutern, warum sie bestimmte Motive wählten. Dabei ist ein wechselhafter Dialog zwischen Forscher*in und Teilnehmer*in von großer Wichtigkeit (Kolb 2001). Der Interviewverlauf wird von den Befragten selbst bestimmt, da sie die besonders relevanten Bilder aus dem Bildpool für das Interview auswählen und die Reihenfolge der Durchbesprechung festlegen. So können die Teilnehmenden eigene thematische Schwerpunkte setzen (Kolb 2021). Daraufhin werden die Fotografien nach Relevanz nummeriert und mit einem Titel versehen. Um einen Erzählfluss in die Wege zu leiten, ist es als Forscher*in empfehlenswert Fragen zu den Fotos zu stellen. Diese können sich daran orientieren, wie und wann ein bestimmtes Bild aufgenommen wurde und welche

Assoziationen mit den Bildinhalten hergestellt werden. Die Interviewstruktur ähnelt dabei der des narrativen Interviews (Kolb 2021).

Anschließend werden die Fotografien von dem*der Forscher*in ausgewertet. In einem ersten Schritt werden die Fotos in ihrer Grundgesamtheit betrachtet. Die Bilder werden miteinander verglichen, nach abgebildeten Ähnlichkeiten und/oder symbolischen Sinngestalten geordnet und schließlich gruppiert. Als nächstes wird für die verschiedenen Bildgruppen jeweils ein repräsentatives Bild gewählt. Dieses Bild soll so viele gruppenspezifische Charakteristika wie möglich beinhalten (Kolb 2021). Das ausgewählte Foto wird anhand des Bildinhalts, aber auch anderer Kriterien wie beispielsweise Farbgebung, Form und Perspektive, beschrieben. Auch soll die Ikonologie, das bedeutet die kontextbasierte Einbettung von gesellschaftlichen und philosophischen Einflüssen in die Symbolstruktur eines Bildmotivs, mitinterpretiert werden. So wird ebenfalls untersucht, welche Symboliken und historischen Referenzen sich in einem repräsentativen Bild befinden. In einem dritten Auswertungsschritt soll mitbedacht werden, dass das Foto eines von vielen potenziellen Bildern geworden ist. Dementsprechend entstehen die Bilder nicht durch Zufall, sondern sind an die Aufgabenstellung gebunden (Kolb 2001). Dabei soll die Perspektive der Fotografierenden erläutert werden. Des Weiteren wird der abgebildete Bildinhalt als Szene interpretiert, sodass die Handlungen innerhalb des Bildes als Interaktion zwischen Fotograf*in und Bildinhalt zu betrachten sind. Folgend wird die Position des*der Bildbetrachter*in, in diesem Fall der forschenden Person, reflektiert. Es soll mitbedacht werden, wie der betrachtende Blick durch das Bild wandert, wie die Fotografie auf eine*n wirkt und weshalb dies so geschieht (Kolb 2001). In einem letzten Auswertungsschritt werden die Interviewpassagen zu den Bildinterpretationen hinzugefügt. Der Text wird als solcher ausgewertet und das Text-Bild-Verhältnis wird ausgearbeitet. Jedoch müssen die Text- und Bilddaten sich nicht ähnlich sein. Es können auch Widersprüche in den Materialien erkennbar werden, was für die Auswertung ein spannender zusätzlicher Aspekt werden könnte (Kolb 2021).

4.2. Die Bildclusteranalyse

„Sie [Bilder] sind, wie andere symbolische Formen auch, Darstellungen und Deutungen von Wirklichkeit, die in ihrer ästhetischen und thematischen Gestalt praktische, soziale, weltanschauliche Relevanzen kommunizieren, besondere Evidenzen erzeugen, Haltungen evozieren und somit Wirklichkeit effektiv formen.“ (Müller 2012, S. 136).

Der Soziologe Michael Müller spricht sich dafür aus, Bildanalysen für sozialwissenschaftliche Erkenntnisgewinnung heranzuziehen. Sozialwissenschaftliche Bildvergleiche können angewendet werden, um theoriegenerierende Aussagen zu entwickeln. Müller nennt diesen Prozess des Bildvergleichs „vergleichendes Sehen“ (Müller 2012, S. 129f.). Dementsprechend lässt sich anhand der Verschriftlichung der aus der Bildanalyse generierten Argumentationslinie Legitimität für wissenschaftliche Verständlichkeit herstellen. Um dies umsetzen zu können, müssen einige Grundlagen über das Darstellungs- und Interpretationspotenzial von Bildern, sowie die Bedeutung deren visuellen Charakters dargelegt werden.

Müller definiert einen methodologischen Ansatz einer figurativen Hermeneutik, welche auf der Grundannahme basiert, dass einzelne Bilder keine ihnen inhärente Form und Bedeutung besitzen. Viel eher ergibt sich ihre Struktur durch ein vergleichendes Prinzip, bei welchem lebensweltliche Bezüge der Forscher*innen im Prozess der Sinnkonstitution herangezogen werden (Müller 2012). Die Voraussetzung dafür besteht in der Kenntnis, dass das menschliche Bildwissen kontextuell ist, das heißt, dass wir aufgrund kultureller und sozialer Sehgewohnheiten in der Gesellschaft bestimmte Strukturen und Vergleiche erkennen (Müller 2012). Indem verschiedene Bilder nebeneinander im Sinne eines Vergleichs aufgelegt werden, werden verinnerlichte Sehgewohnheiten stets in den Interpretationsprozess eingebettet. Müller argumentiert, dass diese lebensweltlichen Seherfahrungen ausschlaggebend für figurativ-hermeneutische Erkenntnisgewinnung sind (Müller 2012). So beziehen sich Individuen stets auf ein kollektives Bildwissen, mit dessen Hilfe sie bekannte Kunststile, Muster und Formgestalten in die Interpretation der Bilddaten einbauen. Weiterführend ist für die Analyse relevant, inwiefern ein vorhandener Bildkorpus konventionellen Darstellungsprinzipien entgegnet oder diese bestätigt (Müller 2012). So ist die subjektive Alltags- und Wahrnehmungswelt essenziell für den Auswertungsprozess von Bildvergleichen.

Diese Sinnkontexte werden durch weitere, neue Bildzusammenstellungen und veränderte Sehgewohnheiten beeinflusst und ergänzt.

Das Vergleichen von verschiedenen Bildern erfolgt auf der Basis von Ähnlichkeits- und Differenzbeziehungen. Das bedeutet Bilder werden anhand ihrer Gleichartigkeit oder Unterschiedlichkeit zueinander in Relation gesetzt. Indem Bilder durch eine minimale oder maximale Kontrastierung miteinander in Beziehung gesetzt werden, kann daraus im Laufe eines immerwährend vergleichenden Prozesses die Sinnstruktur der Bildzusammenstellungen generiert werden (Müller 2012). Somit wird den Bildzusammenstellungen Bedeutung zugeschrieben, um in weiterführenden Abstraktionsprozessen größere theoretische Aussagen über den forschungsrelevanten Sachverhalt tätigen zu können. Die Zusammenstellung der Bilder folgt einer beobachtenden Logik, mithilfe derer Ähnlichkeiten und Differenzen erkennbar werden. Durch mehrfache kontrastierende Vergleichsprozesse werden Kompositionsvariationen kreiert, welche anhand verschiedener Bildmerkmale, wie beispielsweise der Farbgebung, Perspektivität oder Choreografie der abgebildeten Szene, untersucht werden (Müller 2012). Indem verschiedene Vergleichsprozesse durchgeführt werden, kann gleichzeitig die Komplexität der einzelnen Bilder auf bedeutende Aspekte reduziert und zugleich durch die Verschärfung des Fokus eine theoretische Komplexität der Bildzusammenstellung ermöglicht werden (Müller 2012). Dies gestattet schließlich eine Gesamtinterpretation aus den Bilddaten. *„Mit jeder Kontrastbildung ist also bereits eine schematische Bildauffassung realisiert, eine visuelle Typisierung, und mit ihr ein erster Schritt einer umfassenderen interpretativen Konstruktion zweiter, begrifflich-theoretischer Ordnung.“* (Müller 2012, S. 154).

Müllers eigens entwickelte Methode, die Bildclusteranalyse, folgt denselben Prinzipien. Dabei ist die *„figurative Analyse der Kompositionsprinzipien jeweiliger Bildzusammenstellungen“* (Müller 2016, S. 95) zentral. Ein Bildcluster lässt sich definieren als eine Nebeneinanderstellung verschiedener Bilder, die in Kombination eine neue Sinneinheit bilden (Müller 2016). Bildcluster sind auch in der Alltagswelt und außerhalb sozialwissenschaftlicher Forschungen präsent, wie zum Beispiel analoge und digitale Fotoalben, sogenannten „gallery walls“ in einer Wohnung oder Ahnengalerien. Aufgrund der verschiedenen Kompositionsmöglichkeiten der Bildzusammenstellungen ergibt sich eine Vielzahl an möglichen Lesarten und Interpretationen. Durch die Zusammenfügung verschiedener Einzelbilder entsteht eine neue Sinngestalt, welche

einen symbolischen Charakter aufweist, da es nun nicht mehr um die schlichte Abbildung geht, sondern Bedeutung zugeschrieben werden kann (Müller 2016). Durch den strukturierten Interpretationsprozess und die Legung verschiedener Bildcluster lassen sich diese anhand von Kompositions- und Montageprinzipien genauer definieren (Müller 2016). Indem aufgelegt, verschoben, angeordnet und kontrastiert wird, können die verschiedenen Bildcluster klarer abgegrenzt werden, wodurch Außengrenzen der Cluster erkennbar werden. Wenn Bildcluster in sich schlüssig genug sind, wird deutlich wann ein Bildcluster abgeschlossen ist und wann ein anderes beginnt.

Ein essenzieller Analyseschritt der Bildclusteranalyse ist demnach die Etablierung eines „*figurativen Prinzips*“ (Müller 2016, S. 103f.) der Bildzusammenstellung, das bedeutet eine Analyse der Komposition und deren Bedeutung. In der Analyse zu beachten ist, inwiefern bestimmte Themen in den Bildern angesprochen werden, welche Handlungen sich in den Bildern abspielen und welche möglichen Bedeutungen diese besitzen. So beinhaltet die Bildung bedeutsamer Bildtypen, der erste Schritt in einer Bildclusteranalyse, auch die Herausarbeitung der darüberstehenden Sinngestalt (Müller 2016). Nachdem die Bilder ausgelegt wurden, werden diese arrangiert, miteinander verglichen und in verschiedenen Kompositionen angeordnet und umgeordnet, bis sich schließlich erkennbare Bildtypen herauskristallisieren. Dieser fortwährende Vergleich, sowohl innerhalb einzelner als auch zwischen verschiedenen Bildclustern, führt schließlich zu Interpretationen auf kategorialer Ebene (Müller 2016). So können verschiedene Bildtypen aufgrund eines zusammenhängenden Aspekts mit anderen Clustern zu einer Kategorie zusammengefügt werden. Durch weiterführende Vergleiche innerhalb der verschiedenen Kategorien entstehen axiale Verbindungen, aus denen schließlich eine Theorie entwickelt werden kann. Dieses theoretische Konstrukt, welches aus dem Bildvergleich hervorkommt, stellt das *tertium comparationis*, das bindende Element und die Schnittstelle zwischen den verschiedenen Bildzusammenstellungen, dar (Müller 2012).

Zudem lassen sich Bildcluster anhand verschiedener Prinzipien herstellen. Müller definiert insgesamt drei verschiedene Formen der Bildclustergestaltung: klassifikatorisch, narrativ und ikonisch (Müller 2016). Diese werden für verschiedene Zwecke angewendet. Nach dem klassifikatorischen Prinzip der Bildzusammenstellung werden Bilder zu einem kategorialen Überbegriff subsumiert. Anwendung findet dieser Zugang in der Darlegung einer spezifischen

Problematik. Narrative Bildcluster entstehen durch sequenzielle Zusammenstellungen der Bilder im Sinne eines zeitlichen Verlaufs (Müller 2016). Diese werden verwendet, um bestimmte Entwicklungen wiederzugeben. Ikonische Bildcluster entstehen durch Ähnlichkeits- und Differenzverhältnisse, wie es hier bereits mehrfach beschrieben wurde. Das Spezifische dieses Bildclustertyps ist, dass aufgrund der dauerhaften Kontrastierung ein Gesamtbild aus den verschiedenen Einzelbildern entwickelt werden kann, ein sogenanntes „Bild aus Bildern“ (Müller 2016, S. 130). Ikonische Cluster werden angewendet, wenn es darum geht die Wahrnehmung bestimmter Erlebnisse, Lebenserfahrungen oder Einstellungen zu präsentieren. Da mein Forschungsprojekt die Wahrnehmung öffentlicher Räumlichkeiten von trans* Personen thematisiert, werden die Bilder in dieser Arbeit ebenfalls anhand des ikonischen Bildclusterprinzips strukturiert.

4.3. Die Constructivist Grounded Theory

Die Grounded Theory stellt eine sozialwissenschaftliche Methodologie da, mithilfe welcher qualitative Daten, beispielsweise aus narrativen Interviews, herangezogen und anhand eines spezifischen Kodierungsschemas ausgewertet werden. Kathy Charmaz definiert die Grounded Theory als systematischen Ansatz, welcher zum Ziel hat, eine Theorie aus dem Datenmaterial zu generieren (Charmaz 2014). Es handelt sich dabei um einen induktiven Forschungsprozess, bei welchem schrittweise zwischen dem Datenmaterial und der Auswertung gewechselt wird. Die Daten werden dabei immerwährend miteinander verglichen, um Ähnlichkeiten und Unterschiede erkennbar werden zu lassen. Die theoretischen Konzepte, welche zum Schluss der Grounded Theory Analyse entstehen, werden aus dem Datenmaterial generiert. Dementsprechend werden für diese Auswertungsmethode keine vorangegangenen theoretischen Annahmen oder bestehende Konzepte angewendet (Charmaz 2014). Indem Codes hergestellt, getrennt und zusammengesetzt werden, können jene analytischen Vergleichshorizonte sichtbar werden, anhand welcher die Codes abstrahiert werden können. Dabei ist ein grundlegendes Merkmal das ständige Vergleichen der verschiedenen Codes (Strübing 2004). Um die diversen Vergleichsprozesse zu stützen, werden im Laufe des Forschungs- und Auswertungsprozesses Memos über die Codes angefertigt. Dadurch, dass die Daten sukzessiv ausgewertet werden, können schließlich aus den ersten deskriptiven und eng an das Textmaterial gebundenen Codes größere theoretische Konstrukte konzipiert werden (Charmaz 2014).

Die Anfänge der Grounded Theory finden sich bei den beiden Soziologen Barney Glaser und Anselm Strauß (1967). Sie entwickelten die ersten Grounded Theory Ansätze, welche im Laufe der Zeit mehrfach von ihnen selbst, aber auch von anderen Sozialwissenschaftler*innen, wie zum Beispiel Kathy Charmaz, abgewandelt wurden. Glaser und Strauß formulieren das Anliegen, eine Analysemethode zu konstruieren, welche zwar eng an das Datenmaterial gebunden ist, aber nicht mittels eines quantitativ-deduktiven Prozesses im Vorfeld Hypothesen generiert (Charmaz 2014). Dieser Ansatz soll vor allem dazu dienen, soziale Prozesse darzustellen. Ihr Grounded Theory Ansatz lässt sich anhand folgender Merkmale definieren: Parallelität der Datenerhebung, Datenauswertung und Theoriegenerierung, immerwährender Vergleich der Daten, induktiv-prozessuales Kodierungsverfahren, Verfassen von Memos und Feldnotizen, Offenheit, theoretisches Sampling, Theoriegewinnung aus dem empirischen Material und schrittweise Abstrahierung der Codes zu theoretischen Konzepten (Strübing 2004).

Mit einem wachsenden Interesse an der Grounded Theory, kommt es auch zu vermehrter Kritik an Glasers und Strauß' Ansatz. Ein Kritikpunkt ist dabei die vermeintliche Tendenz zum Positivismus in ihrer Grounded Theory. Dementgegen entsteht die Constructivist Grounded Theory, welche viele Aspekte von Glaser und Strauß übernimmt, aber auch das positivistisch-systematische Denken kritisiert und andere Merkmale hervorhebt. Zum einen wird die induktive Forschungslogik von Glaser und Strauß und die Theoriegewinnung aus dem Datenmaterial beibehalten (Charmaz 2014). Zum anderen wird in der Konstruktivistischen Konzeption der Grounded Theory die Positionierung des*der Forschenden besonders zentral gesetzt. Kathy Charmaz, Begründerin der Constructivist Grounded Theory, argumentiert: *„Researchers can use grounded theory strategies without endorsing mid-century assumptions of an objective external reality, a passive neutral observer, or a detached, narrow empiricism. If, instead, we start with the assumption that social reality is multiple, processual, and constructed, then we must take the researcher's position, privileges, perspective, and interactions into account as an inherent part of the research reality. It too, is a construction“*. (Charmaz 2014, S. 13). Charmaz kritisiert besonders die Annahme einer neutralen Position seitens der Forschenden, da sie ebenfalls Teil des Forschungsfeldes sind und ihre inhärenten Werte und Privilegien die Analyse beeinflussen und somit reflektiert werden müssen (Charmaz 2014). So ist die Subjektivität der forschenden Person ein bedeutsamer Einflussfaktor, der nicht ignoriert, sondern Teil der Forschung werden muss.

Kathy Charmaz übernimmt das Kodierungsschema nach Glaser und Strauß. Der Auswertungsprozess in der Grounded Theory Tradition beginnt mit dem Initial Coding. Dabei wird das Datenmaterial, beispielsweise ein Interviewtranskript, herangezogen und die Daten codiert. Dies kann auf unterschiedliche Weisen erfolgen, wobei das Datenmaterial line-by-line (Zeile für Zeile), in Segmente oder nach Sinneinheiten geteilt wird (Charmaz 2014). Was eine Sinneinheit ausmacht, zeigt sich in den verschiedenen Themen und Aspekten im Material. Um eng an den Daten zu arbeiten und keine subjektiven Interpretationen zu machen, wird das Material zunächst beschrieben, indem zusammenfassende Codes erstellt werden. Die Codes sind dabei deskriptiv und definieren einen kurzen Textausschnitt. Charmaz spricht sich für ein sehr detailliertes Initial Coding aus, welches später dabei behilflich sein kann, den nächsten Kodierungsschritt zu strukturieren (Charmaz 2014). Die Codes sollen offen gestaltet sein und sich nach dem Material richten. So können alle möglichen theoretischen Entwicklungen aus dem Datenmaterial expliziert und in einem späteren Schritt auf ihre Relevanz für die gesamte Forschung geprüft werden. Ein weiterer bemerkbarer Unterschied zu Glaser und Strauß zeigt sich darin, wie Charmaz die Codes erstellt. Der Constructivist Ansatz benennt die Codes anhand von Aktionen, welche die Befragten in den einzelnen Codes durchführen. Anstatt Themen und Aspekte zu beschreiben, wie es in der traditionellen Grounded Theory der Fall ist, werden hier Handlungen und Prozesse betont (Charmaz 2014). Dies setzt das aktive Tun, Denken und Fühlen von den Befragten in den Fokus. Dadurch kann auch erkennbar werden, was die Teilnehmer*innen ausdrücken möchten und welche Positionen sie dabei vertreten. Auch bringt es die Forschenden dazu die Ansichten der Teilnehmenden abzubilden und nicht von einer Outsider-Perspektive auszugehen (Charmaz 2014). Eine Besonderheit dieser Herangehensweise ist, dass so die Bildung bestimmter Typen verhindert werden kann. Charmaz kritisiert dabei die Typenbildung als Kategorisierung durch Labels, welche nur einen spezifischen Aspekt des Lebens der Befragten abbilden (Charmaz 2014). Des Weiteren können sogenannte in vivo Codes in die Analyse eingebettet werden. In vivo Codes werden aus sprachlich spezifischen Aussagen, Metaphern und Umschreibungen der Befragten generiert. Durch in vivo Codes werden die Bedeutungen der beschriebenen Aktionen in den Codes ersichtlich (Charmaz 2014). Besonders wenn eine bestimmte Gruppe untersucht werden soll, können mithilfe von in vivo Codes gruppenspezifische Formulierungen oder Insider-Abkürzungen dargelegt werden.

Nachdem das gesamte Datenmaterial gesichtet und Initial Codes erstellt wurden, erfolgt das Focused Coding. Dabei werden die Initial Codes miteinander verglichen, um Ähnlichkeiten und Differenzen festzustellen. Dadurch können größere Datenmengen zusammengelegt werden, wodurch die Codes verdichtet werden. Das Erstellen von fokussierten Codes ermöglicht eine Richtungsweisung und Gewichtung der Daten in der Analyse, da nun dominante Aspekte sichtbar werden. Aus der Fülle an Initial Codes werden jene als fokussierte Codes gewählt, die besonders aussagekräftig sind. Durch ständiges Vergleichen und Kontrastieren werden die Codes auf ihre Beständigkeit und Relevanz getestet (Charmaz 2014). Zusätzlich können so bestimmte Muster im Datenmaterial herausgearbeitet werden, was schließlich die Theorienbildung ermöglicht. Zudem kann das Focused Coding aufzeigen, wo sich Datenlücken im Material befinden. In einem weiteren Schritt, dem axialen Kodieren, soll eine größere Kategorie aus den Codes gebildet werden. Die Codes werden dabei entlang der Achse der Kategorie organisiert und systematisiert. Für die Constructivist Grounded Theory nach Charmaz wird dieser zusätzliche Schritt jedoch nicht begangen, da hierfür im Vorfeld eine Rahmung des Datenmaterials vollzogen wird und Charmaz sich im Sinne des offenen Forschungsprozesses dagegen ausspricht (Charmaz 2014). Nach ihrer Herangehensweise entstehen relevante Kategorien im Laufe des Kodierungsprozesses und werden nicht von vornherein vorgegeben. Schlussendlich werden die fokussierten Codes so lange miteinander verglichen, dass theoretische Konzepte aus dem Datenmaterial gewonnen werden können (Charmaz 2014). Dies ermöglicht daraufhin die Beantwortung der Forschungsfragen eines sozialwissenschaftlichen Forschungsprojekts.

Im Sinne der Reflexion der Subjektivität als Forscherin, möchte ich kurz meine eigene Position im Forschungsprozess mit der Constructivist Grounded Theory darlegen. Da es sich hierbei um ein Forschungsthema handelt, in welchem die Wahrnehmung und die Erfahrungen von trans* Personen beleuchtet werden sollen, und ich mich nicht als trans* identifiziere, bin ich eine außenstehende Forscherin und bringe dementsprechend meine eigenen Wissenslücken und impliziten Vorannahmen in die Forschung ein. In diesem Fall befinde ich mich in einer privilegierten Position, zugleich als Forscherin und als cisgender Person. Meine Rolle als Outsider wird stets sowohl in den Auswertungsprozessen als auch in der Verschriftlichung reflektiert. Als besonders hilfreiche Stützen bieten sich hier die Memos an, die in jeder Phase dieser Forschungsarbeit angefertigt wurden. Mithilfe der Memos konnte ich die Codes, die ich nahe am Textmaterial beschrieben habe, reflektieren und all jene eigenen Gedanken, die mir

in den Sinn gekommen sind, an einer angebrachten Stelle ausformulieren. Zudem wurde das Material mit anderen Personen besprochen und zum Teil auch gemeinsam ausgewertet und überdacht. Des Weiteren ist die Kombination der Constructivist Grounded Theory und Bildclusteranalyse als Auswertungsmethoden mit der Partizipativen Fotobefragung als Erhebungsmethode für diese Forschungsfrage äußerst sinnvoll, da der partizipative Ansatz eine hohe Mitgestaltung des Datenmaterials seitens der Teilnehmenden ermöglicht.

4.4. Feldzugang

Für die Beantwortung der Forschungsfrage dieser Abschlussarbeit wurde nach trans* Personen gesucht, welche bereit sind im Vorfeld Bilder anzufertigen und diese in einem Interview mit mir zu besprechen und zu reflektieren. Die vergleichsweise sehr hohe Mitbestimmung des Interviewmaterials hat auch viel Vorbereitung von den Teilnehmenden erfordert. So war die erste Voraussetzung für die methodische Herangehensweise Personen zu finden, die bereit sind ein bestimmtes Level an Arbeitsaufwand aufzubringen. Glücklicherweise erwiesen sich die Teilnehmenden als sehr interessiert an der Idee, Fotos zu machen und waren auch in den Interviews sehr offen mit ihren Schilderungen, Erzählungen und Reflexionen.

Es wurde gemäß der theoretischen Sättigung für den zyklischen Forschungsablauf eines qualitativen Forschungsprojekts vorgegangen. So war der Feldeinstieg sehr offen gestaltet und nicht an Bedingungen geknüpft. Abhängig vom Ablauf der Interviews wurde entschieden, wie die weiteren Interviews gestaltet werden könnten und ob spezifische Gesprächspartner*innen gesucht werden müssen, um etwaige Forschungslücken zu füllen. Jedoch muss an dieser Stelle angemerkt werden, dass mit diesem kleinen Sample keine repräsentativen Aussagen gemacht werden können, sodass auch die theoretische Sättigung im Umfang einer Masterarbeit nicht erfüllt werden kann. Viel eher sollen die in den folgenden Kapiteln präsentierten Ergebnisse dazu dienen, einen Einblick in die jeweilige Erfahrungswelt der Teilnehmenden zu bieten.

Für die Fallauswahl wurden verschiedene Forschungszugänge herausgearbeitet. So wurden mehrere trans*spezifische Vereine, Community-Treffpunkte und Beratungsstellen in Wien recherchiert. Zunächst wollte ich mich über Social Media erkundigen, da ich die Hoffnung hatte dort Personen zu finden, die bereits ein Interesse für die Forschung oder für kreative Projekte mit Mitgestaltungspotenzial besitzen. Zudem können auf Sozialen Medien wie Instagram mehrere Anfragen in kurzer Zeit versendet werden, sodass sich dies als zeittechnisch

besonders effiziente Methode erweist, um einen ersten Datenpool auszuforschen. Dafür habe ich anhand der Instagram-Accounts von bekannten trans* Vereinen, Projekten und Beratungsstellen in der Follower*innen-Liste nach Teilnehmer*innen gesucht. Um die Anonymität der Teilnehmenden zu gewährleisten, werden die Namen der Vereins-Accounts hier nicht namentlich genannt. Dies hat sich als sehr produktiver Zugang erwiesen, da der Großteil der Follower*innen dieser Accounts sich als trans*geschlechtlich identifiziert und dies auch auf den eigenen Profilen so ausgewiesen hat. Um keine Fremdzuschreibungen zu machen, habe ich nur jene Personen kontaktiert, die entweder in ihren Instagram-Profilen ihre trans* Identität preisgeben (über Pronomen, Emojis der trans, agender oder nicht-binär Flaggen etc.) oder ihre Transgeschlechtlichkeit in einer Art und Weise in ihren Profilinhalten thematisieren. Beispielsweise werden Transition-Fotos gepostet (im Sinne eines vorher/während/nachher), politische Statements gemacht oder in den Bildbeschreibungen über die eigene Geschlechtsidentität gesprochen. Die basierend auf vorherigen Erfahrungen bestehende Annahme, Anfragen auf Social Media nicht beantwortet zu bekommen, hat sich nur zum Teil bestätigt. Überraschenderweise hat die Mehrheit jener Personen, die auf meine Anfrage reagiert haben, Interesse am Forschungsprojekt gezeigt, worunter die meisten auch zugesagt haben. Aufgrund der positiven Rückmeldungen wurde kein weiterer Forschungszugang erprobt, da die relevanten Aspekte für den Umfang dieser Forschungsarbeit ausreichend erhoben wurden.

Die Erhebung fand im Zeitraum zwischen Jänner und März 2023 statt, wobei eine erste Interviewphase Anfang bis Mitte Jänner und die zweite, abschließende Interviewrunde Mitte März stattfand. Die Interviews wurden an von den Teilnehmenden gewählten Orten durchgeführt. Beinahe alle wählten dabei ein Café, ein Interview fand in einem Universitätsgebäude statt und eines wurde über Zoom abgehalten. Insgesamt wurden acht Personen mittels der Partizipativen Fotobefragung interviewt. Die durchschnittliche Länge der Interviews beträgt ungefähr 1h30min, während das mit Abstand kürzeste Interview circa 46 Minuten und das längste Interview 3h09min lang ist. Der gesammelte Bildkorpus erstreckt sich über 110 Fotos. Die Teilnehmenden wurden mittels einer Aufgabenstellung für die Partizipative Fotobefragung gebeten mindestens zehn Bilder anzufertigen. Die meisten Teilnehmenden hielten sich an diesen Rahmen und haben zwischen zehn und 15 Fotos gemacht. Pro Person wurden zwischen sieben und 31 Bilder angefertigt.

Es wurden im Vorfeld keine Bedingungen genannt, was die spezifische Geschlechtsidentität, den Wohnsitz und das Alter betrifft. Um keine Vorannahmen anzustellen und keine Hierarchie zwischen bestimmten Identifikationen zu kreieren, wurde nicht unter den verschiedenen geschlechtsidentischen Labels unterschieden. So ist für diese Arbeit nicht relevant, ob und wie weit sich eine Person in der medizinischen, juristischen oder persönlichen Transition befindet oder mit welchem Label sich eine Person spezifisch identifiziert. Es ist auch sehr gut möglich, dass die verschiedenen Teilnehmer*innen unterschiedliche Auffassungen davon haben, was für sie Teil des trans-Sein ist. Da es mir in diesem Forschungsprojekt aber um Wahrnehmungsprozesse der Teilnehmenden geht, sind diese Aspekte nicht von weiterer Bedeutung. Dementsprechend ist die persönliche Identifizierung als trans* hier das forschungsrelevante Merkmal. Alterstechnisch befinden sich die meisten Befragten in der frühen Erwachsenenphase. Das Alter erstreckt sich von 20 bis circa 45 Jahre. Bezüglich des Wohnsitzes war das Leben in einer (Groß)-Stadt die forschungstechnische Präferenz. Tatsächlich sind alle, bis auf eine Person, in Wien ansässig. Jedoch thematisieren alle Personen öffentliche Räume in Wien in ihren Bildern und Interviewaussagen.

4.5. Forschungsethische Aspekte

Da in dieser Forschungsarbeit die Erlebnisse einer marginalisierten und vulnerablen Community erforscht werden und ich als cisgender Forscherin somit eine privilegierte Outsider-Perspektive einnehme, ist ein gendersensibler Umgang von besonders großer Wichtigkeit. Für die Erhebungsphase bedeutet das, dass ich mich im Vorfeld informiert habe, welche Pronomen die Teilnehmenden verwenden und wie sie angesprochen werden möchten. Zudem ist eine vorangehende Sensibilisierung für transfeindliche Begrifflichkeiten und Stereotype unabdingbar, um einen respektvollen Umgang auf Augenhöhe zu gewähren. Mögliche ignorante Vorannahmen werden in jedem Forschungsschritt anhand von Memos reflektiert.

Der Schutz der Teilnehmenden steht an erster Stelle. So wurden schriftliche Einverständniserklärungen erstellt und in den Fotointerviews mit den Teilnehmenden besprochen. Es wurden zwei Einverständniserklärungen angefertigt, eine für das Textmaterial und eine für die Fotos. Die Einwilligungserklärung orientiert sich an dem Datenschutzgesetz (DSG) und der Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO). Es herrscht ein Widerrufsrecht und die Teilnehmenden sind darüber informiert worden, dass sie jederzeit das Interview

abbrechen können. Die Teilnehmenden haben ein Recht auf Berichtigung, Löschung und Einschränkung der Daten. Personenbezogene Daten wurden im Rahmen dieser Forschungsarbeit unkenntlich gemacht. So wurden die Bilder, auf welchen Gesichter erkennbar sind, mithilfe einer Weichzeichnung (Blur) anonymisiert. Ebenfalls wurden die Fotos in einem passwortgeschützten Ordner gesichert. In Fällen, in denen die Teilnehmenden sich explizit wünschten, ein bestimmtes Bild nicht zu veröffentlichen, wurde dieser Wunsch eingehalten. Die betroffenen Bilder wurden für die Auswertung herangezogen, werden jedoch nicht in der Forschungsarbeit abgebildet. Das Interviewmaterial wurde pseudonymisiert und die Teilnehmenden haben für die Darstellung der Ergebnisse im nächsten Kapitel ein Pseudonym erhalten.

pseudonymisierter Name	verwendete Pronomen
Benjamin	er/ihm
Fiona	sie/ihr
Finn	er/ihm, they/them
Alex	they/them
Amelie	she/her
Raven	they/them
Isa	keine, dey/deren, they/them
Zino	he/him

Anmerkung: Bei jenen Personen, die sich als nicht-binär identifizieren und die englischen they/them Pronomen benutzen, für die es kein deutsches Äquivalent gibt, wird auf jegliche Pronomen in dieser Arbeit verzichtet. Somit werden die Personen stets beim Namen genannt. Im Falle von Finn, welcher sich als nicht-binär identifiziert aber auch er/ihm Pronomen verwendet, werden wechselhaft maskuline und keine Pronomen utilized, um das Spektrum von Finns Geschlechtsidentität so gut wie es in diesem Rahmen möglich ist, akkurat zu repräsentieren.

5. Ergebnisse

Als nächstes werden die grundlegenden Ergebnisse dieser Masterarbeit dargelegt. Zunächst werden die Resultate der Bildclusteranalyse präsentiert. Die analysierten Bilder sind eine Zusammensetzung aller Fotos, welche die Teilnehmenden während des Fotografierprozesses im Sinne der partizipativen Fotobefragung erstellt haben und schließlich in einem Interview mit mir besprochen haben. Nach der Darlegung der Bildergebnisse werden die Ergebnisse der Interviewauswertung gemäß der Constructivist Grounded Theory nach Kathy Charmaz dargestellt, bis schließlich die Ergebnisse der Bildclusteranalyse und der Grounded Theory Auswertung zusammengelegt und nach Ähnlichkeiten und Kontrastierungen verglichen werden.

5.1. Ergebnisse der Bildclusteranalyse

Von den insgesamt 110 Fotos, welche die Befragten für die Interviews vorbereitet hatten, konnten 95 Bilder in Bildcluster eingeordnet werden. Demnach wurden 15 Bilder nicht für die weitere Auswertung berücksichtigt, da sie entweder auf visueller Ebene zu undeutlich waren, den bestehenden Clustern nicht zugeordnet werden konnten oder keine neuen und besonderen Aspekte in ihnen erkennbar wurden. Es wurden insgesamt 13 Bildtypen im Sinne der ikonischen Betrachtungsweise, wie sie Michael Müller beschreibt (siehe Kapitel 4. Methodische Vorgehensweise) gebildet. Diese 13 Bildtypen konnten vier Kategorien zugeordnet werden, welche im Folgenden anhand besonders markanter prototypischer Bilder der verschiedenen Cluster exemplarisch dargelegt werden.

5.1.1. Kategorie 1: Distanz- und Eingrenzungsdarstellungen im leeren Raum

Die erste Kategorie beinhaltet verschiedene Darstellungsformen von größtenteils menschenleeren öffentlichen Räumlichkeiten. Dies umfasst, basierend auf der Perspektivenwahl oder Sichtbarkeit von Schatten, eine visuelle Konfrontation des Selbst mit der vorhandenen Leere. Die Kategorie ist zusammengesetzt aus den folgenden Bildclustern: „Auf Distanz“ (5), „Begrenzungen“ (3), „Durchquerung des leeren Raumes“ (8) und „Kein Gegenüber, kein Nebeneinander“ (9). So formen insgesamt 25 Fotos die Kategorie der Distanz- und Eingrenzungsdarstellungen im leeren Raum.

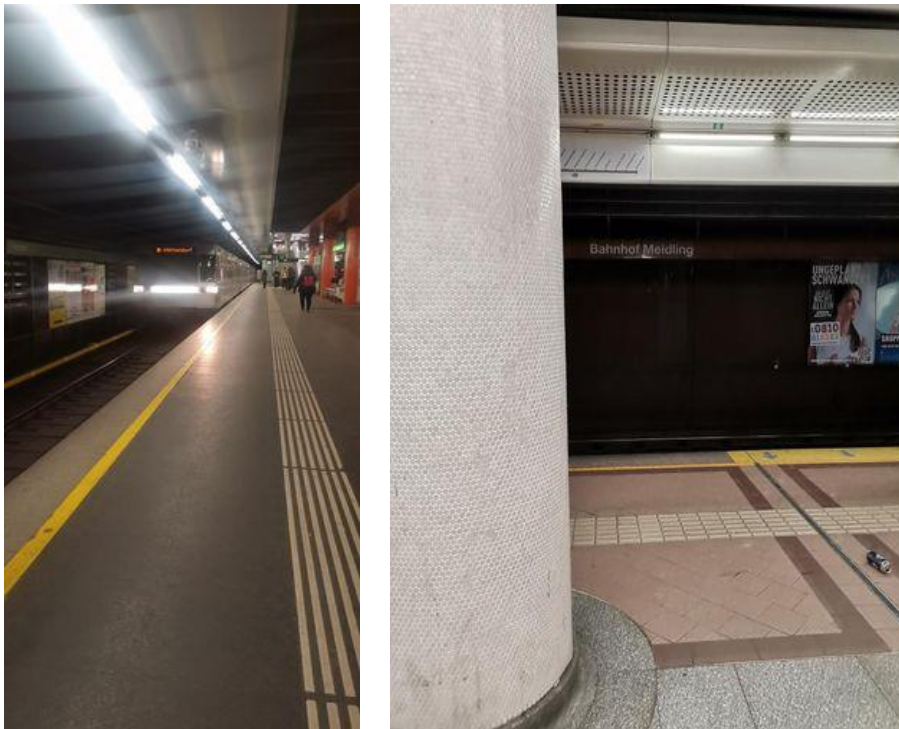


Abb. 1: Bildcluster „Auf Distanz“

Die hier dargestellten Bildtypen sind auf der ikonischen Ebene sehr ähnlich gestaltet. Zu sehen sind zumeist enge und spezifische Bildausschnitte mit einer deutlichen Richtungsweisung des betrachtenden Blickes. Das Bildcluster „Auf Distanz“ besteht aus Fotos, welche im Wartebereich von U-Bahn-Stationen aufgenommen wurden. Als Fotomotive wurden einfahrende U-Bahnen, leere Gleise und Säulen vor den Gleisen gewählt. Es herrscht keine Dynamik in den Bildern, viel eher wird eine gewisse Statik präsentiert. Die Wahl der Bildausschnitte verdeutlicht ein Abstand-Nehmen, ein Sich-Verstecken und Sich-Abgrenzen von anderen Wartenden. Besonders im linken prototypischen Bild in Abb. 1, auf welchem in der Ferne Menschen zu sehen sind, die auf die einfahrende U-Bahn zugehen, ist kein Prozess der Begegnung zu erkennen. Viel eher ist eine maximale Distanzierung zu anderen Passagier*innen zu sehen. Charakteristisch ist hier auch die Perspektivität des Bildes. Der visuelle Fluchtpunkt befindet sich bei den anderen Menschen, jedoch herrscht ein großer Abstand zu ihnen. Die U-Bahn bewegt sich auf eine*n zu, während die Mitfahrenden den Rücken gekehrt haben. Das rechte Bild in Abb. 1 zeigt die U-Bahn-Station „Bahnhof Meidling“, wobei weder U-Bahn noch andere Passagier*innen abgebildet sind. Beim Betrachten des Bildes wird der Eindruck erweckt, dass der*die Fotograf*in hinter der Säule in der linken Bildhälfte steht und sich langsam annähert, um das Foto aufzunehmen. Wiederum ist die Schaffung von größtmöglicher Distanz, ein charakteristisches Merkmal dieses Bildclusters, auf

dem Bild zu erkennen. Es wird ein bestimmtes Gefühl von Unwohlsein in der Umgebung von U-Bahnen vermittelt. Es scheint sich um Räumlichkeiten zu handeln, welche vermieden werden oder in denen die Möglichkeit eines Kontakts zu anderen Menschen reduziert wird.



Abb. 2: Bildcluster „Begrenzungen“

Das Bildcluster „Begrenzungen“ zeigt Darstellungen von Gittern, Haltegriffen und metallischen Wänden bzw. Mauern. Typisch ist hier der ausgewählte Winkel, die „Point-of-View“-Perspektive der Fotos lässt den*die Beobachter*in sich in die Situation der Bilder hineinversetzen. Der Blick ist zu Boden geneigt und auf ein spezifisches abgebildetes Objekt fokussiert. Es wird das Gefühl vermittelt, man wäre an den Rand gedrängt; das Bild wirkt klaustrophobisch. Erkennbar ist eine visuelle Thematisierung von Eingrenzungen, Limitationen und Enge. Der dargestellte Platzmangel wirkt beklemmend. Die abgebildeten Räume scheinen dahingehend stark reglementiert, wer Zutritt haben kann und an welche räumlichen Strukturen das Individuum sich zu halten kann. Wiederum werden eine gewisse räumliche Leere und Kälte und empfundene Unannehmlichkeit darstellerisch zum Ausdruck gebracht.

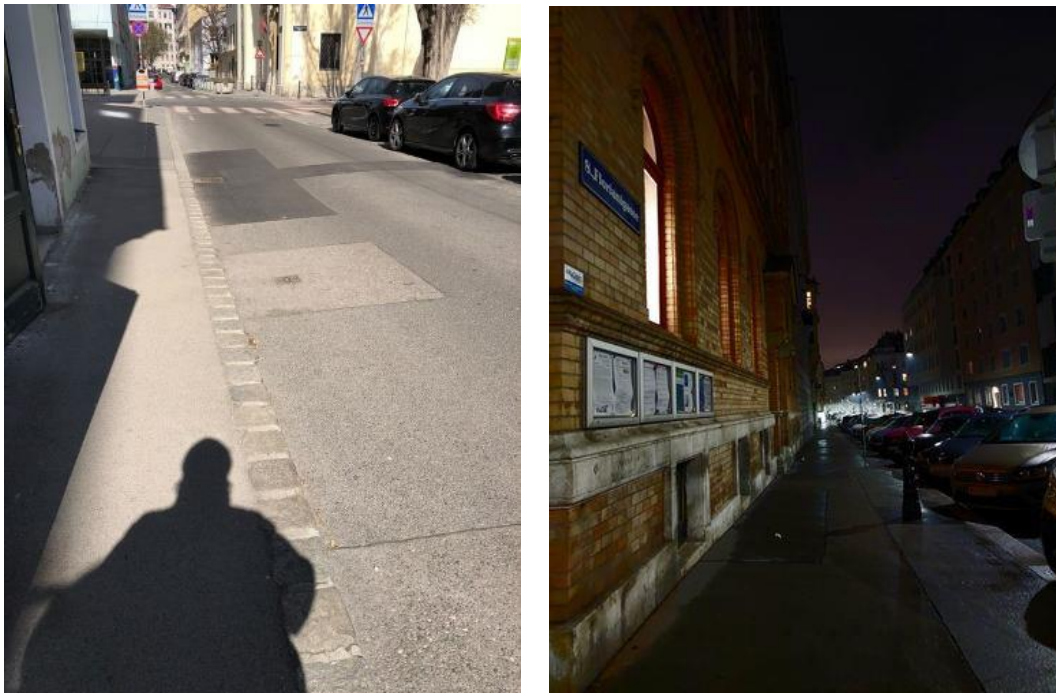


Abb. 3: Bildcluster „Durchquerung des leeren Raumes“

Im Bildtyp „Durchquerung des leeren Raumes“ wird im Unterschied zum Cluster „Begrenzungen“ visuell mehr Weite präsentiert. Das Gefühl der Klaustrophobie, welches im vorher besprochenen Bildtyp dargestellt wird, ist hier nicht zu erkennen. Viel eher wird eine endlose Weite des leeren Raumes ersichtlich. Die Bilder sind zu teils zum Boden geneigt, aber auch nach vorne blickend. Im Bildcluster befinden sich sowohl Tag- als auch Nachtaufnahmen, wobei sie sich stilistisch kaum voneinander unterscheiden. Die Bilder werden von den umgebenden Gebäuden umrahmt. Die leeren Straßen stellen den Fokus der Fotos dar. Es handelt sich wiederum um eine „Point-of-View“-Perspektive, wobei hier die Blickführung einen geraden Weg entlang der Straße zeigt. In einzelnen Bildern ist der Schatten der fotografierenden Person zu erkennen (Abb. 3 links). Lediglich der Schatten im Foto verweist auf die Präsenz eines Menschen. Die verbindenden Elemente innerhalb dieser Kategorie, die Menschenlosigkeit und visuell vermittelte Leere des öffentlichen Raumes, werden hier ebenfalls erkenntlich. Die fotografierende Person ist in Bewegung, aber nicht in Kontakt mit der Umgebung, welche selbst karg und anonym ist. Besonders die Nachtaufnahmen, wie etwa das rechte Bild in Abb. 3, ähneln der Ästhetik von sogenannten Liminal Spaces, also Schwellenräume, in denen Menschen erwartet wären, aber deren Abwesenheit Gefühle von Einsamkeit und Verstörung hervorbringen kann.



Abb. 4: Bildcluster „Kein Gegenüber, kein Nebeneinander“

Im vierten Bildcluster namens „Kein Gegenüber, kein Nebeneinander“ werden verschiedene Sitze dargestellt. Dies beinhaltet mehrheitlich Sitze in öffentlichen Verkehrsmitteln (Abb. 4), es kommen aber auch vereinzelt Sitze in Lokalen und Parks oder auf der Straße vor. Wiederum aus der „Ich“-Perspektive sprechend, verdeutlichen die Bilder in diesem Cluster das Nichtvorhandensein eines Gegenübers oder Nebeneinanders. Die fotografierende Person scheint selbst in einem Sitz zu sitzen, fotografiert aber unbesetzte Sitze in der unmittelbaren Umgebung. Der Blick richtet sich nach vorne, meist auf einzelne Sitze fokussierend, einzelne Male sind auch mehrere leere Sitze zu sehen. Es sind wiederum keine anderen Personen abgebildet. Die Auswahl der fotografierten Bildausschnitte könnte aber auch eine Folge dessen sein, keine fremden Menschen in der Öffentlichkeit fotografieren zu wollen. Selbst in Anbetracht dieser Möglichkeit scheint die spezifische Auswahl der abgebildeten Sitze sehr bewusst. Es wirkt, als würden sich keine Mitfahrenden in den öffentlichen Verkehrsmitteln befinden. Interaktionsmöglichkeiten mit anderen Fahrgästen sind nicht erkennbar. Dementsprechend vermittelt die Symbolik der leeren Sitze eine bestimmte Leere und Einsamkeit in diesen Bildern.

Zusammenfassend thematisiert diese Kategorie auf visueller Ebene eine symbolische Leere des öffentlichen Raumes. Indem eingrenzende Objekte und räumliche Strukturen, leerstehende Sitzmöglichkeiten und unbelebte Straßen abgebildet werden, wird eine gewisse emotionale Kühle des öffentlichen Raumes vermittelt. Es handelt sich um Darstellungen von Übergangsräumlichkeiten, einer anscheinend alltäglichen geplanten Strecke. Nichtsdestotrotz ist die vollkommene Menschenleere bzw. große Distanz, wenn andere Personen sichtbar sind, herausstechend. Es wird keine Problematik in der Teilnahme am öffentlichen Leben ersichtlich, da in den Bildern nicht deutlich wird, ob die fotografierende Person Komplikationen erlebt. Es werden weder besonders positive noch besonders negative Momente dargestellt. Dennoch wirken die Bilder in ihrer Konstellation nicht vollkommen neutral, sondern etwas befremdlich. Es kommt zu keinem Kontakt, so kann eine Ko-Existenz in den abgebildeten öffentlichen Räumen nur imaginiert werden. Die Bilder könnten ein Versuch sein, ein implizites Gefühl der Einsamkeit, Teilnahmslosigkeit und Eingrenzung darzustellen. Auch zeigt sich ein visuelles Ausverhandeln der Frage nach Zugehörigkeit. So wird visuell zwar nicht vermittelt, dass die Befragten aus den betroffenen Räumlichkeiten ausgeschlossen werden, da sie sie aufsuchen können und sich im Alltag in ihnen bewegen. Nichtsdestotrotz zeigen die Bildkonstellationen Darstellungen von wahrgenommener Ausgrenzung, einer Distanzierung zu anderen Personen und räumlicher Isolation.

5.1.2. Kategorie 2: Einbettung des Selbst in den öffentlichen Raum

Die nächste Kategorie setzt sich zusammen aus drei Bildclustern: „Selbstdarstellung“ (8), „Vulnerabilität des Körpers“ (4) und „Selbstreferenz“ (2). Mit insgesamt 14 Bildern ist dies die Kategorie mit den wenigsten Fotos. Der Darstellungsfokus befindet sich in diesen Bildclustern auf der Präsentation der eigenen Person. Dabei werden die verschiedenen Aspekte des Selbst, auch jene, die spezifisch auf trans* Personen zutreffen, in den öffentlichen Raum eingebettet. Das Selbst wird somit mit der Öffentlichkeit in Verbindung gebracht und dem Individuum wird Platz gegeben, Teil des öffentlichen Raumes zu sein.

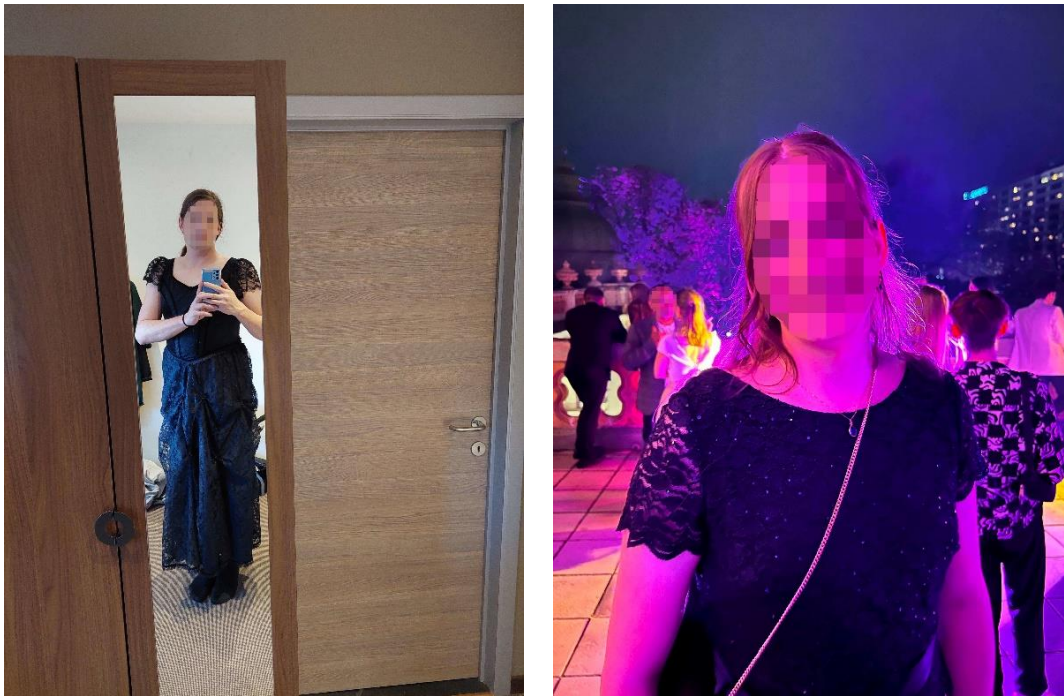


Abb. 5: Bildcluster „Selbstdarstellung“

Das Bildcluster „Selbstdarstellung“ thematisiert das Spiel mit dem Selbstausdruck zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. Die Bilder zeigen verschiedene Selfies der Teilnehmenden, welche in vermeintlich privaten geschlossenen Räumen aufgenommen wurden und Selfies, die in der Öffentlichkeit fotografiert wurden. Auf den Selfies ist nur die fotografierende Person zu sehen. In Abb. 5 rechts sind auch andere Menschen im Bildhintergrund zu sehen. Die Teilnehmenden blicken stets lächelnd in die Kamera. Viele der Bilder stellen die Kleidung der Person in den Fokus. Beispielsweise präsentieren sich die Teilnehmenden in festlichen Kleidern, aber auch in Alltagskleidung. Herausstechend sind die beiden Bilder in Abb. 5, da sie die gleiche Person in demselben Kleid in verschiedenen Situationen zeigt. Hierbei handelt es sich um die Teilnehmerin Amelie, die einerseits mit geschminktem Gesicht und gelockten Haaren auf einem Event abgebildet ist, und andererseits vor einem Spiegel, vermutlich in einer Wohnung oder anderen Unterkunft, wo sie das gleiche Kleid anhat. Ein markanter Gegensatz liegt in der unterschiedlichen Mimik und Körpersprache in den Bildern. Im linken Bild macht sie ein Selfie vor einem schmalen Spiegel. Dabei ist ihr Mund verschlossen, sie zeigt einen neutralen Gesichtsausdruck. Die Körperhaltung ist etwas angespannt und sie wirkt auf den Fotografierprozess fokussiert. Im rechten Bild lächelt Amelie direkt in die Kamera und wird von einer anderen Person fotografiert. Sie befindet sich in der Bildmitte und nimmt eine entspannte Körperhaltung ein. Es wird ein zeitlicher Verlauf erkennbar, da Amelie in den

beiden Bildern verschiedene Haarfarben hat. Aber es lässt sich nicht behaupten, dass es sich hierbei um ein „Vorher-Nachher“ handelt, viel eher scheint sich ein Erproben im Selbsta Ausdruck zu erkennen, welcher sowohl in der Privatheit als auch im öffentlichen Raum ausgetestet und eingebettet wird. So wird das eigene Auftreten aus der Privatheit in die Öffentlichkeit getragen. Durch die Selfies wird auch eine direkte Verbindung zwischen Fotograf*in und der Bildumgebung hergestellt, da die eigene Person das Subjekt des Bildgeschehens darstellt. Die Darstellung der öffentlichen Räume selbst rückt dabei in den Hintergrund, da die Präsenz des Individuums in verschiedenen alltäglichen und besonderen Situationen in der Öffentlichkeit fokussiert wird.



Abb. 6: Bildcluster „Vulnerabilität des Körpers“

Die „Vulnerabilität des Körpers“ als Bildcluster setzt sich visuell mit Medizin, Körperlichkeit und einer damit einhergehenden Verletzlichkeit des Körpers auseinander. Das Cluster ist zusammengesetzt aus jenen Bildern, in denen sich die Teilnehmenden bei Ärzt*innen im Wartebereich befinden, eine Injektion bekommen oder Blut spenden gehen. Hier wird auch ein deutlicher Bezug zu ihrer trans* Identität im Bildkontext ersichtlich, da es sich um Besuche bei gynäkologischen Endokrinolog*innen und um Hormoninjektionen handelt. In den Bildern zu sehen sind Spritzen, die am Tisch zur weiteren Verwendung liegen oder bereits zum Blutabnehmen genutzt werden, Informationsschilder und FFP2-Masken. Die Darstellung von medizinischen Produkten wird mit der visuellen Einbettung der eigenen Person im Sinne eines

Selfies oder der Abbildung des eigenen Arms (Abb. 6 links) in einen Zusammenhang gebracht. Das Selbst wird hierbei in den öffentlichen Raum integriert, indem es über die Medizin und ärztliche Behandlung Teil davon wird. Ebenfalls erfolgt eine Thematisierung der Wandelbarkeit des Körpers. Eine medizinische Transition ermöglicht für viele mehr Selbstzufriedenheit, ein Wohlfühlen im eigenen Körper und mehr Selbstbewusstsein. Zu erkennen ist eine spezifische Lebenserfahrung von vielen trans* Personen, in denen der medizinische Transitionsprozess auch in die Öffentlichkeit getragen wird. So kann die eigene Identität sowie das äußere Erscheinen einer Person entscheidend dafür sein, wie öffentliche Räume wahrgenommen und erlebt werden. Zudem zeigt dies die Hybridität des Selbst auf, welches in einem Wechselspiel mit dem öffentlichen Raum stets in Entwicklung und Veränderung ist.



Abb. 7: Bildcluster „Selbstreferenz“⁴

Im Bildtyp „Selbstreferenz“ befinden sich lediglich zwei Bilder; diese unterscheiden sich jedoch in ihrer Darstellungsweise und symbolischen Bedeutsamkeit von den anderen Selfies in diesen Bildzusammenstellungen. Die Fotos zeigen die fotografierende Person mehrfach abgebildet. Es handelt sich dabei nicht lediglich um Selfies, sondern um eine visuelle Selbstreferenzialität.

⁴ Da sich die Anonymisierung des zweiten Bildes in diesem Cluster als äußerst schwierig erwies, wurde es hier nicht beigelegt. Es handelt sich um ein Selfie einer teilnehmenden Person, auf welchem die Person auf ein Vortragsplakat von sich selbst zeigt. Auf dem Plakat sind sowohl ein Foto der Person als auch der Name, den die Person zu ihrer Geburt zugewiesen bekommen hat (auch deadname genannt), erkennbar. Des Weiteren ließe sich anhand des Plakatinhalts schnell herausfinden, um welche Person und welchen Vortrag es sich hier handelt.

Im rechten Foto auf Abb. 7 betrachtet sich die Person in einem scheinbar bis zur Decke reichenden Spiegel. Dabei spiegelt sich die Person im Spiegel und ist somit zweimal im Bildgeschehen erkennbar. Der Boden dient als Trennlinie und Übergang zwischen den beiden Ebenen. Der Spiegel hat einen Verzerrungseffekt, der Bildhintergrund sowie die Person selbst sind verschwommen und schwer erkennbar. Am oberen Ende des Spiegels steht die Aufschrift „Was hat dir das arme Glas getan? Sieh deinen Spiegel nicht so häßlich an.“. Der Spiegel als Symbol für Oberflächlichkeit aber auch Selbstreflexion ermöglicht hier eine Auseinandersetzung mit den Themen Schönheit, Hässlichkeit und Normierung von Äußerlichkeiten. Implizit könnte dies eine Aushandlung der eigenen Schönheitswahrnehmung bzw. des Umgangs mit Schönheitsnormen verdeutlichen. Auch könnte hier eine Problematisierung solcher Sprüche im öffentlichen Raum durch die Person thematisiert werden.

In der Kategorie „Einbettung des Selbst in den öffentlichen Raum“ wird ein persönlicher individueller Bezug erkennbar. Das Selbst und bestimmte Facetten, die das Selbstbild oder die Selbstpräsentation beeinflussen können, wie beispielsweise Kleidungswahl, körperliche Veränderung bzw. Transition und Auseinandersetzung mit Schönheitsbildern werden in die Öffentlichkeit getragen und damit in Verbindung gebracht. Dies impliziert auch eine Erprobung des sich stets wandelnden Selbst im öffentlichen Raum. Zugleich wird Raum für das Selbst geschaffen, indem verschiedene Formen des Selbstausdruckes öffentlich und sichtbar gemacht werden. Hier wird der öffentliche Raum eher als abstraktes Konzept eines Möglichkeits- oder Erkundungsraumes dargestellt, in welchem das Individuum die eigene Identität mit seinen Aspekten preisgeben kann.

5.1.3. Kategorie 3: Relevanz und Irrelevanz der Geschlechtsidentität

Die dritte Kategorie stellt eine Zusammenstellung von vier Bildclustern dar, welche wie folgt strukturiert sind: „Normalität der Teilhabe“ (14), „Wohlbefinden im Alltag mit anderen“ (11), „Problematisierung der Zuordnung“ (7) und „geschlechtlich kodierte Einkaufsräume“ (8). Mit insgesamt 40 Fotos ist dies die größte Kategorie im Bildmaterial. Die Gegenüberstellung und Kontrastierung der verschiedenen Bildkonstellationen stellt die Besonderheit dieser Kategorie dar. Dabei wird im Lesefluss ein Verlauf der Relevanzsetzung von Geschlechtlichkeit erkennbar. Die ersten beiden Bildcluster zeigen die Teilnehmenden in ihrem Alltag. Die Bilder sind positiv konnotiert und es wird keine Relevanzsetzung von Geschlecht deutlich. Viel eher illustrieren

die Teilnehmenden hier das Erleben einer alltäglichen Normalität. Die anderen beiden Bildcluster stehen in Kontrast zu den ersten beiden, da hier geschlechtlich kodierte Räumlichkeiten thematisiert werden. Die geschlechtliche Kodierung der dargestellten Räume weist zudem eine notwendig gemachte Zuordnung zu geschlechtlicher Binarität auf, da es um Nutzungs- und Konsumräume geht, die ebenso zum Alltag dazugehören, jedoch eine gewisse Problematisierung der Geschlechtszuordnung mit sich bringen.

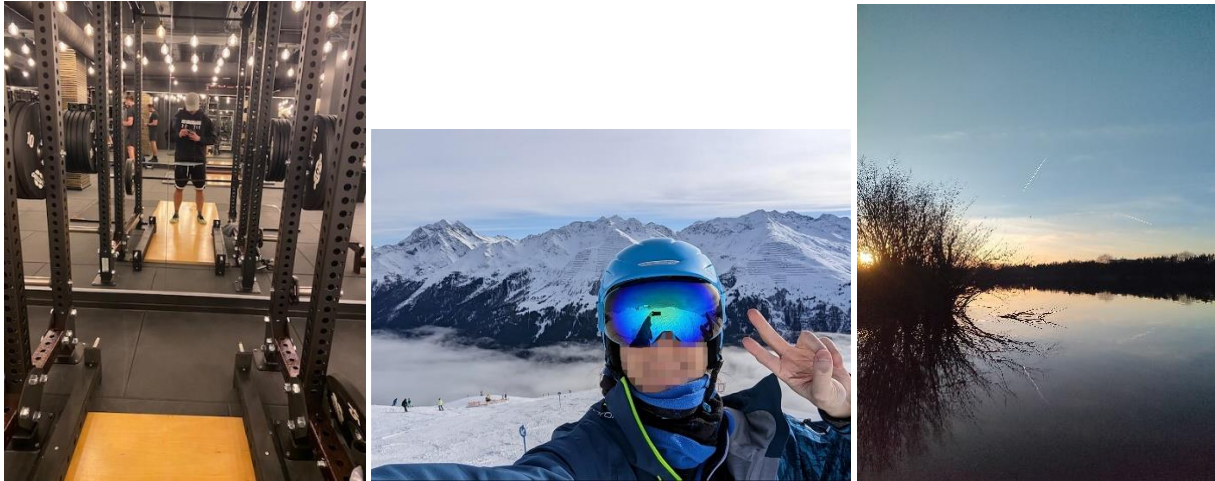


Abb. 8: Bildcluster „Normalität der Teilhabe“

Zwei stilistisch unterschiedliche Darstellungsarten formen das Bildcluster „Normalität der Teilhabe“. Zum einen präsentieren sich die Teilnehmenden über Selfies oder Fotos, die jemand anderes von ihnen gemacht hat, bei der Ausübung einer sportlichen Aktivität. Die Teilnehmenden sind abgebildet in Fitnessstudios (Abb. 8 links), beim Schifahren bzw. Snowboarden (Abb. 8 Mitte), in der Kletterhalle oder im Schwimmbad. Die Teilnehmenden wirken selbstbewusst und aktiv. Zum anderen bilden auch Tier- und Naturaufnahmen einen Teil dieses Clusters. Auf den Fotos sind Hunde, Rehe, Kühe, aber auch blaue Himmel und Sonnenuntergänge (Abb. 8 rechts) zu sehen. Die Nebeneinandersetzung der Sportfotos mit den Naturbildern unterstreicht eine Thematisierung von Natürlichkeit, Normalität und Körperlichkeit. Es wird keine visuelle Auseinandersetzung mit Geschlecht oder eine Problematisierung von Geschlechternormen deutlich. Aus den Bildern wird erkenntlich, dass die Teilnehmenden öffentliche Räume als Alltagsräume wahrnehmen, in denen sie sportliche Routinen ausführen, Tiere beobachten und die Natur genießen können. Die Fotos wirken befreit von gesellschaftlichen Normen und Wertungen. Es wird ein Bild von Ruhe, Idylle und Alltäglichkeit vermittelt.



Abb. 9: Bildcluster „Wohlbefinden im Alltag mit anderen“

Im nächsten Bildtyp wird ebenfalls die Normalität des Alltags behandelt, diesmal aber mit der visuellen Einbeziehung von Familie, Freund*innen und weiteren möglichen Bekanntschaften. Dies stellt ebenfalls das einzige Bildcluster dar, welches Freundschaften thematisiert. Die Fotos zeigen die Teilnehmenden in verschiedenen Beziehungskonstellationen. Es kommen sowohl Zweier-, Dreier- als auch größere Gruppen vor. Zu sehen sind die Befragten beim gemeinsamen Tellerrutschen (Abb. 9 links), im Kino, beim Essen oder Trinken (Abb. 9 rechts) und auf Events. Es handelt sich um typische Gruppenfotos, die in alltäglichen Situationen entstehen. Der Inszenierungsgrad der Fotos ist sehr unterschiedlich. So werden auf manchen Fotos bewusste Posen eingenommen und für die Kamera gelächelt und andere Bilder ähneln Schnappschussaufnahmen. In Abb. 9 werden beide Variationen der Gruppenpräsentation ersichtlich. Auch hier wird Geschlecht nicht zum Thema, da in den abgebildeten Räumlichkeiten keine Geschlechtskonstruktionen deutlich werden. Zudem rücken die öffentlichen Räume selbst in den Hintergrund, da die dargestellten Beziehungen den bildlichen Fokus bilden. Die Teilnehmenden verdeutlichen auf visueller Ebene eine Eingliederung in verschiedene Freundeskreise und die Präsentation von Freundschaft, Unterstützung und Spaß.

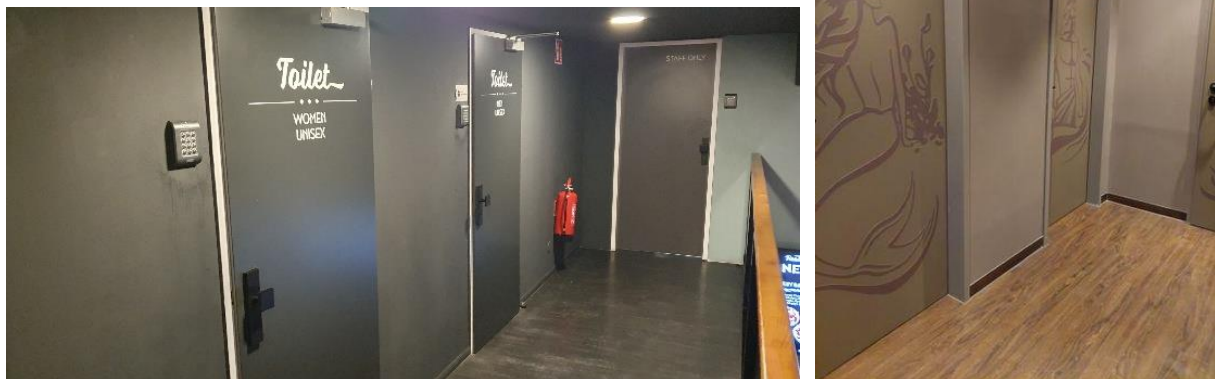


Abb. 10: Bildcluster „Problematisierung der Zuordnung“

Anders verhält es sich dabei im Bildcluster „Problematisierung der Zuordnung.“ Wie der Titel bereits impliziert, werden in diesen Fotos räumliche Geschlechtskonstruktionen dargestellt. Das Cluster setzt sich ausschließlich aus Bildern von öffentlichen Toiletten und deren unterschiedlichen Umsetzungsmöglichkeiten zusammen. Das Cluster beinhaltet Fotos von klassisch binär getrennten Männer- und Frauentoiletten, aber auch Bilder von öffentlichen WCs, auf denen mit Geschlechtszuordnungen experimentiert wird. So sind Toiletten abgebildet, die auf verschiedene Weisen eine Unisex oder geschlechtsneutrale Option bieten. Das linke Foto in Abb. 10 beispielsweise zeigt traditionelle Männer- und Frauentoiletten, jedoch mit dem Schriftzusatz „Unisex“ ergänzt. Auf einzelnen fotografierten WC-Türen sind sowohl das bekannte Piktogramm für Männer als auch das Symbol für Frauen ersichtlich. Dabei scheint es sich um gemischte Toiletten zu handeln. Andere WCs verdeutlichen eine stärkere binäre Geschlechterordnung, indem zwar traditionelle Piktogramm-Darstellungen aufgelöst werden, diese dennoch durch andere geschlechtlich kodierte Symboliken ersetzt werden. Das rechte Bild in Abb. 10 zeigt zwei WC-Türen, wobei eine davon eine Meerjungfrau mit wallenden langen Haaren und nacktem Rücken zeigt und die andere einen Meerjungmann darstellt, welcher mit sichtbaren Bauchmuskeln und Krone die Tür schmückt. Traditionelle binäre Geschlechterordnungen auf öffentlichen Toiletten wie die bekannten Piktogramm-Figuren und „Männer“- und „Frauen“- Schriftzüge werden ersetzt durch eine Darstellungsart, welche die Zuordnung zu einem bestimmten Geschlecht, um ein WC aufsuchen zu können, noch deutlicher von der Geschlechterperformanz abhängen lässt. Dabei wird sich auf traditionelle und simplifizierte Präsentationen von Hyperfeminität und Hypermaskulinität berufen.

Erkenntlich wird auf der Seite der Teilnehmenden eine visuelle Problematisierung der Notwendigkeit von Geschlechtszuordnungen, um eine öffentliche Toilette aufsuchen zu können. Selbst bei jenen WCs, bei denen eine versuchte Auseinandersetzung mit Geschlechtsidentität interpretiert werden kann, stellt die „Unisex“-Option auf den binär getrennten WC-Räumlichkeiten lediglich eine dritte Zuordnungsmöglichkeit dar, anstatt Geschlechtszuweisungen von öffentlichen Toiletten zu entkoppeln und ihre Binarität durch andere Möglichkeiten der Darstellung zu entschärfen, anstatt zu verstärken. Besonders in Anbetracht der Tatsache, dass es Personen gibt, die sich weder als Mann noch als Frau identifizieren, wird die Frage der Zugänglichkeit aufgeworfen. Normierte binäre Geschlechtszuordnungen stellen eine zusätzliche Komplikation vor allem für nicht-binäre Personen dar, da sie in der Konstruktion dieser Räumlichkeiten nicht mitgedacht werden.

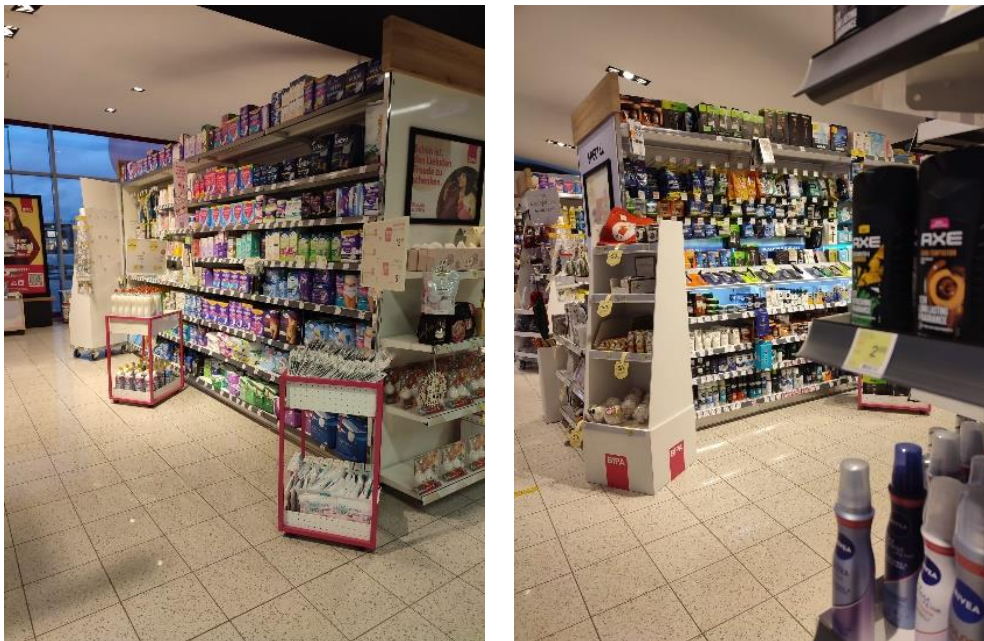


Abb. 11: Bildcluster „geschlechtlich kodierte Einkaufsräume“

Auch im folgenden Bildcluster namens „geschlechtlich kodierte Einkaufsräume“ werden geschlechtlich getrennte Räumlichkeiten thematisiert. Der Bildtypus beinhaltet Fotos von Einkaufszentren, Schuh- und Kleidungsgeschäften sowie Drogerien. Die Fotos zeigen spezifische Bildausschnitte des fotografierten Raumes. Sie wurden stets aus einer seitlichen Perspektive angefertigt. Als Beobachter*in wird der Eindruck erweckt, man ginge aus einer Ecke hervor, um das Foto zu erzeugen. Auch sieht es so aus, als handle es sich um Bilder, die im Vorbeigehen gemacht wurden. Zu sehen sind Kleidung, Make-Up, Periodenprodukte (Abb. 11 links) und Rasierer (Abb. 11 rechts). Im Gegensatz zum vorherigen Bildcluster herrscht hier

keine explizite Geschlechtertrennung, da es niemandem untersagt ist, diese Abteilungen im Geschäft aufzusuchen und die gewünschten Produkte zu kaufen. Jedoch wird aufgrund der Produktanordnungen, Farbwahl der Produkte und Beschriftungen eine implizite symbolische Ordnung erkennbar. Pinke und lila Periodenartikel werden oft als „Damenbinden“ titulierte; die Werbungen zeigen cisgender Frauen. Darstellungen vom Periodenzyklus und Uteri werden somit in Verbindung mit Frauen und Weiblichkeit gebracht. Des Weiteren sind die dargestellten Rasiermittel männlich kodiert. Die Produkte werden in den Drogerien getrennt von sogenannten „Damenrasierern“ angeordnet, die Verpackungen sind zumeist blau oder schwarz und besitzen den Schriftzug „For Men“. Auch bei den Make-Up- und Kleidungsbildern wird eine implizite geschlechtliche Strukturierung deutlich. Hinzukommt eine kapitalistische Marktlogik, da es profitabel ist Produkte als „für Männer“ und „für Frauen“ zu verkaufen. Getrennte Bereiche in Kleidungs- und Schuhgeschäften für Männer und Frauen, genderspezifisches Produktmarketing und die konstruierte geschlechtliche Zuordnung bestimmter Körpererfahrungen (Frauen bekommen ihre Periode, Männer bekommen Haarwuchs im Gesicht) sind gekoppelt an kapitalistische Kaufkraftsteigerungen.

Die Bildzusammenstellungen in dieser Kategorie verdeutlichen die Spannweite der alltäglichen Raumerfahrungen der Teilnehmenden. So können öffentliche Räume als (vermeintlich) wertneutrale Orte interpretiert werden, in denen die Teilnehmenden ihren Alltag erleben können. Ihre Teilhabe ist dabei nicht an vorhandene Geschlechterstrukturen gebunden. Die Befragten können sich hier selbst ins Bild bringen und mit den abgebildeten Erfahrungen in Beziehung setzen. Erwähnenswert ist zudem, dass die Teilnehmenden als abgebildete Personen lediglich in jenen Bildern zu sehen sind, in denen die Zuordnung zu einem bestimmten Geschlecht nicht räumlich-strukturell gefordert wird. In jenen Räumlichkeiten, in denen starke genderspezifische Reglementierungen herrschen, ob dies explizit oder implizit geschieht, sind keine Personen abgebildet. Hierbei wird die Frage der Zugänglichkeit aufgeworfen, da spezifische Regeln dafür vorgeschrieben sind, welche Personen welche Räume ohne weitere Komplikationen aufsuchen können. Die räumliche Struktur kann somit beeinflussen, wie eine Person einen bestimmten Raum wahrnimmt. Räume, in denen keine klaren Geschlechternormen präsent sind, sind jene, in denen sich die Teilnehmenden selbst auf visueller Ebene einbinden können. Ebenfalls handelt es sich dabei um öffentliche Räume, in denen man verweilen kann und die der Freizeitgestaltung dienen.

5.1.4. Kategorie 4: Institutionalisierte Diskussionsräume und queer-kollektivistische Gegenräume

Die vierte Kategorie ist aus den folgenden zwei Bildclustern zusammengesetzt: „Thematisierung der politischen Teilhabe“ (8) und „Queere Symboliken und Gegenräume“ (8). Hier werden die Lebenserfahrungen in öffentlichen Räumlichkeiten auf eine zusätzliche Ebene erweitert, nämlich der Ebene der politischen Partizipation. So wird die Öffentlichkeit auch als politisch wahrgenommen bzw. als etwas, das durch politische Bestrebungen und aktive Mitsprache verändert werden kann.

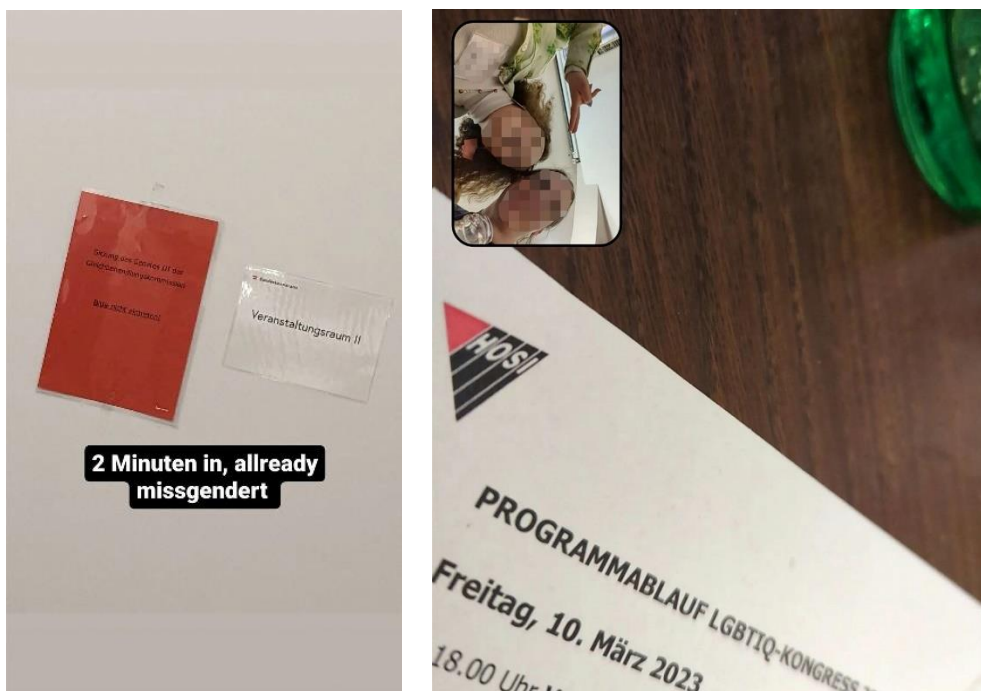


Abb. 12: Bildcluster „Thematisierung der politischen Teilhabe“

Der Bildtypus „Thematisierung der politischen Teilhabe“ beinhaltet sowohl Fotos, auf denen die Teilnehmenden zu sehen sind als auch Bilder von bestimmten politischen Räumlichkeiten. Hierbei handelt es sich um Konferenzräume (Abb. 12 rechts), Paneldiskussionen, aber auch um Szenen im Bundeskanzleramt (Abb. 12 links) und dem Parlament. Dabei sind die Befragten auf unterschiedliche Art und Weise in politische Prozesse involviert. Abb. 12 beispielsweise zeigt zwei verschiedene Darstellungen von politischer Teilhabe. Im linken Bild befindet sich die Person im Bundeskanzleramt und nimmt teil an einer Sitzung des Senates III der Gleichbehandlungskommission. Dem Foto wurde ein Text hinzugefügt, nämlich „2 Minuten in, already missgendert“. Daraus kann geschlossen werden, dass die fotografierende Person beim Versuch sich in dieser Sitzung zu beteiligen nach kurzer Zeit missgendert, das bedeutet nicht der eigenen Geschlechtsidentität entsprechend angesprochen, wurde. Die Kontrastierung des

beigefügten Textes mit der Tatsache, dass es sich hierbei um die Gleichbehandlungskommission handelt, zeigt einen ironisierenden Bezug. Es wird eine ironische Kommentierung eines mangelnden gendersensiblen Umgangs im Bundeskanzleramt getätigt. Die hier nicht dargelegten Bilder in diesem Cluster sind nicht humoristisch gekennzeichnet. Sie zeigen Vortragende bei einem Kongress und einen großen Saal voller Politiker*innen. Verdeutlicht wird hier eine Dialogbereitschaft gemeinsam nach politischen Lösungen zu suchen. Jedoch werden auch bestimmte Aspekte, wie das Misgendering, problematisiert. Des Weiteren werden auch LGBTQ+-spezifische Versammlungen politischen Charakters in den Fotos thematisiert. Dies beinhaltet einen Vortrag zu Antidiskriminierung, eine Paneldiskussion zu queer-feministischer Sprache und den LGBTIQ-Kongress der HOSI Wien⁵. Demnach wird politische Inklusion und Partizipation als bedeutsamer Erfahrungshorizont der Teilnehmenden benannt. Dies inkludiert die Ausverhandlung der Definitionsmacht und Repräsentation in der österreichischen Politik, was mit einer spannungsgeladenen Dynamik einhergehen kann, und die Community-interne Diskussion von Diskriminierung, LGBTQ+-spezifischen Problematiken und einer Suche nach potenziellen gemeinsamen Lösungsansätzen.

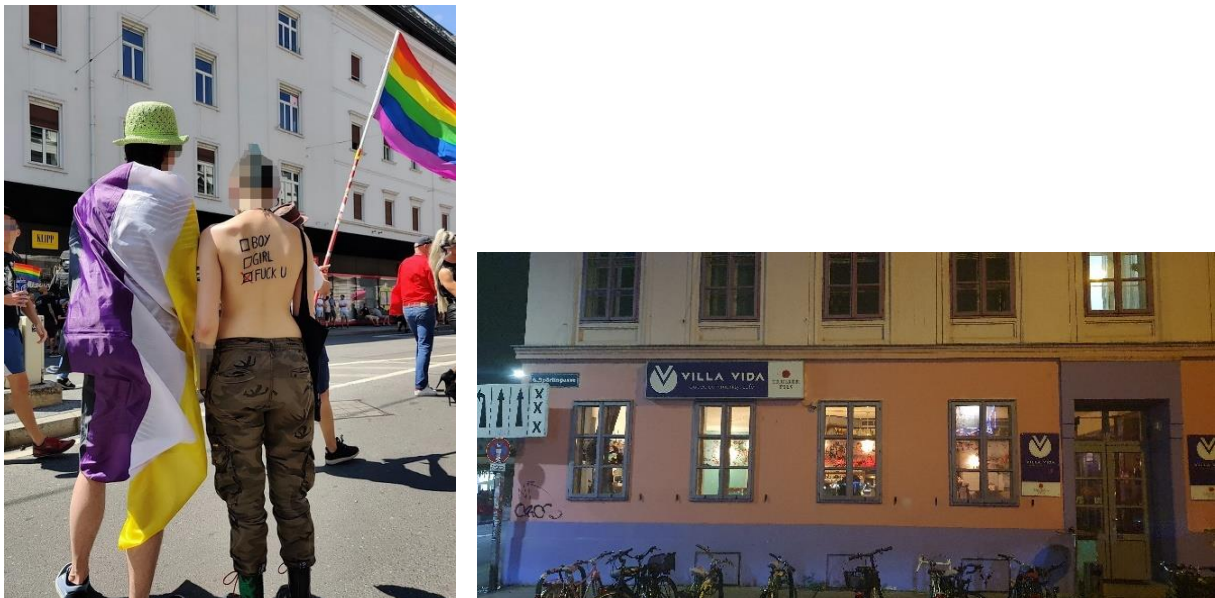


Abb. 13: Bildcluster „Queere Symboliken und Gegenräume“

⁵ HOSI Wien („Homosexuelle Initiative Wien“) ist der größte Verein von und für LGBTQ+ Personen in Österreich. Sie leiten ein Vereinszentrum, organisieren politische Initiativen und Diskussionen mit Politiker*innen und sind beteiligt an der Organisation der jährlichen Wiener Regenbogenparade (siehe www.hosiwien.at).

Kontrastierend dazu verdeutlicht das Bildcluster „Queere Symboliken und Gegenräume“ Partizipation außerhalb des politischen Systems. Es handelt sich um Darstellungen von Demonstrationen (Abb. 13 links) und Community-Orten wie der Villa Vida (Abb. 13 rechts). Auch sind jene Bilder Teil des Bildtypus, welche queere und trans* Symbole, zum Beispiel Regenbogen-Zebrastreifen und trans Flaggen im öffentlichen Raum zeigen. Durch diese Fotos wird ein bestimmter Eindruck einer Community kreiert, welche durch gemeinsamen Protest an die Öffentlichkeit tritt. Das Vorhandensein und Hervorheben von queeren Symbolen im öffentlichen Raum zeigt eine symbolische und real-gemachte Daseinsberechtigung. Durch gemeinsame Protestaktionen, erzwungenen Geschlechtszuordnungen, widersprechenden Proklamationen wie „Boy – Girl – Fuck You“ und der Schaffung von Communitylokalen, die dem Austausch und der Beherbergung marginalisierter queerer Personen dienen, wird eine besonders aktive Position in der Gestaltung öffentlicher Räume eingenommen. Es wird ein sogenanntes Claiming-Of-Space betrieben, bei welchem öffentliche Räumlichkeiten für die eigenen Interessen geschaffen, beansprucht und umgewandelt werden. So werden Gegenräume kreiert, in denen sowohl eine symbolische als auch eine physische Präsenz geschaffen wird. Dadurch kann mehr Sichtbarkeit für die eigenen politischen Angelegenheiten hergestellt werden.

Die Visualisierung von politischer Teilhabe in ihren verschiedenen Formationen verdeutlicht einen Wunsch, ein Appell und schließlich auch eine Umsetzung von aktiver Mitgestaltung der erlebten Welt. Durch die Einbindung in politische Prozesse wird die Frage nach der Definitionsmacht von z. B. Transgeschlechtlichkeit und Räumlichkeit aufgeworfen. Indem institutionalisierte Aushandlungsräume und queer-kollektivistische Gegenräume geschaffen und genutzt werden, können marginalisierte Gruppen, in diesem Fall trans* Personen, Deutungshoheit beanspruchen und mitentscheiden, wie sie politisch repräsentiert werden bzw. sich selbst repräsentieren möchten. Eine Mitsprache und Entscheidungsmacht auf politischer Ebene kann bessere Lebensbedingungen, inklusivere öffentliche Räumlichkeiten und schließlich auch eine Veränderung in der Wahrnehmung öffentlicher Räume gewähren.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Bildmaterial verschiedene thematische Schwerpunkte in der Wahrnehmung öffentlicher Räumlichkeiten seitens der Teilnehmenden aufzeigt. Zum einen werden räumliche Ausgrenzung, Distanzierung und Isolation am Beispiel von Bildern von leeren Sitzen, eingrenzenden Mauern, weiten menschenlosen Straßen und Haltestellen dargestellt. Auch werden räumliche Einschränkungen und Exklusionsprozesse anhand von geschlechtlich segregierten Räumen wie öffentlichen Toiletten und vergeschlechtlichtem Marketing in der Öffentlichkeit gezeigt. Zum anderen werden öffentliche Räume als Alltagsräume, Möglichkeitsräume und Orte potenzieller politischer Teilhabe und Community-Schaffung präsentiert. Das Nichtvorhandensein von limitierenden geschlechtlich trennenden Raumstrukturen bietet eine Vielzahl an Handlungsoptionen für die Teilnehmenden, ihr Leben in der Öffentlichkeit zu gestalten. Die diversen Angebote, die besonders in einer Großstadt wie Wien vorhanden sind, werden durch inklusive Politik und geschlechtsordnungsfreie Raumstrukturen zugänglich gemacht. Die axiale Verbindung der verschiedenen Kategorien zeigt sich in einer kontrastiven Darstellung von selbstermächtigenden Normalisierungsprozessen, in denen zugängliche Räume geschaffen werden und trans* Menschen durch erhöhte symbolische Präsenz in der Öffentlichkeit sich selbst aktiv einbinden können, und räumlich-strukturellen Prozessen der Andersmachung, welche trans* Personen in ihrem Erleben im öffentlichen Raum einschränken und sie vermehrt Ausgrenzungen und Diskriminierungserfahrungen aussetzen. So ist die Wahrnehmung von öffentlichen Räumen, zumindest was das Bildmaterial betrifft, besonders davon abhängig, ob mit bestimmten Räumen Partizipation oder Teilnahmslosigkeit assoziiert wird. Die Gestaltung von Räumen als inklusiv oder exklusiv hat dabei einen Einfluss auf das Erleben. Die Benennung der Mehrdimensionalität von Teilhabe, nämlich nicht nur das „Erlauben“ der Anwesenheit von trans* Personen, sondern eine aktive Einbindung in die Raumschaffung, wird deutlich. Dabei wird der vorherrschende Status quo von geschlechtlichen Raumkonstellationen auf bildlicher Ebene problematisiert. Es erfolgt zugleich eine Normalisierung der eigenen räumlichen Präsenz als auch die Vergegenwärtigung von räumlichen transfeindlichen Othering-Prozessen. So werden öffentliche Räume als wandelbar und hybrid gesehen und demnach als Schauplätze des Wechselspiels zwischen gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen wahrgenommen.

5.2. Ergebnisse der Grounded Theory Auswertung

Für die Analyse nach der Constructivist Grounded Theory wurden die insgesamt acht Interviews gesammelt betrachtet und ausgewertet, da eine Einzelbetrachtung im Sinne einer Typenbildung in diesem Fall nicht zum Forschungsziel geführt hätte. Viel eher konnten sich auf diese Weise bedeutsame Leitaspekte herauskristallisieren, welche nun genauer erläutert werden sollen.

Allgemein lässt sich sagen, dass innerhalb des vorliegenden Samples die meisten öffentlichen Räume, welche von den Interviewteilnehmenden erwähnt und thematisiert werden, als ambivalent erlebt werden. Dies wurde entweder explizit von den Teilnehmenden so benannt oder hat sich im Laufe der Analyse ergeben. Jene Räume, die größtenteils als schwierig oder konfliktbehaftet wahrgenommen werden, zeigen innerhalb der Raumkonstruktion eine erhöhte Visibilität von Geschlechterkategorisierung (z. B. öffentliche Toiletten), eine verstärkte Sichtbarkeit von Körperlichkeit (z. B. Schwimmbäder) und eine damit einhergehende empfundene Vulnerabilität. Hauptsächlich als positiv und konfliktfrei wurden vor allem öffentliche queere Räume und das eigene Zuhause beschrieben.

So konnten drei Leitkategorien herausgearbeitet werden, welche sich strukturell durch die Interviewinhalte durchziehen. Die drei Leitkategorien stehen in einer Wechselbeziehung zueinander, können aber als analytisch getrennte Kategorien dargestellt werden. Dabei handelt es sich jeweils um eine Kontrastierung eines Gegensatzpaares, was wiederum die Ambivalenz der verschiedenen Erfahrungen unterstreicht. Einerseits ist das Thema der Unsicherheit und Sicherheit leitend für die Analyse. Zudem wird auch die Unsichtbarkeit bzw. Sichtbarkeit des eigenen Selbst und damit zusammenhängend der eigenen Queerness bzw. trans* Identität behandelt. Zuletzt ist auch die Erfahrung der (Nicht)-Zugehörigkeit relevant. Demnach nehmen die Interviewteilnehmenden öffentliche Räume als sicher – unsicher, sichtbar-machend – unsichtbar-machend und inkludierend – exkludierend wahr.

Konfliktfreie Erfahrungen ermöglichen eine relativ sorgenfreie Verwendung des öffentlichen Raumes und eine Eingliederung in das öffentliche Leben. Auf konfliktbehaftete Räume, welche mit negativen Erfahrungen verbunden werden, folgen drei verschiedene Arten von Reaktionen: die Vermeidung des Raumes bzw. die Abschottung aus bestimmten Bereichen der Öffentlichkeit, die Selbstermächtigung im öffentlichen Raum und die stärkere Einbindung in die queer und trans* Community.

5.2.1. (Un-)Sicherheit im öffentlichen Raum

Ob öffentliche Räume als einschränkend oder ermöglichend empfunden werden, ist einerseits stark davon abhängig, ob sie als unsicher oder sicher erlebt werden. So wurde Unsicherheit bzw. Sicherheit von allen Teilnehmenden auf eine Art und Weise thematisiert.

Ein mangelndes Sicherheitsgefühl im öffentlichen Raum entsteht durch befürchtete oder bereits erlebte Diskriminierung, Gewalterfahrungen und unvorhersehbares Eskalationspotenzial von fremden Personen. Dementsprechend prägen negative Erlebnisse das weitere Verhalten in den betroffenen Räumlichkeiten. Der Großteil der Interviewteilnehmer*innen hat im Laufe der Interviews konkrete Diskriminierungserfahrungen angesprochen. Diese erstrecken sich über das Ausgelacht- und Angestarrt-Werden und verbal belästigt werden bis hin zu körperlichen Übergriffen. Dabei scheinen vor allem öffentliche Verkehrsmittel bzw. der Weg zu ihnen öfters ein Problem zu sein.

Fiona berichtet wie folgt: *„[...] wo ich mich im Votivpark mit einer Freundin getroffen hab [...] einen schönen Abend gehabt haben und ich hab mich an dem Tag recht wohl gefühlt war halt auch im Rock unterwegs, weil sichs dort stimmig und gut angefühlt hat bin dann halt runter zur U-Bahn und irgendein wildfremder Typ fühlt sich genötigt mir hinterherbrüllen zu müssen „Du bist keine Frau!“*

Des Weiteren sagt Benjamin: *„Ich hab eine Zeit lang sehr sehr viele Pins oben gehabt also Pride Pins vor allem, die mir teilweise von anderen Öffi-Nutzern runtergerissen worden sind oder ich bin geschubst und schikaniert worden, sobald sie die gesehen haben.“*

Alex erzählt von einem prägenden Ereignis, bei welchem Alex gemeinsam mit der Partnerin auf die U-Bahn gewartet hat und von drei Jugendlichen zunächst verbal attackiert und dann angespuckt wurde.

Alex: *„Das war so ein neues Erlebnis, dass also echt nicht so schön ist und ja das hat halt alles damit zu tun, dass ich queer bin und in einer nicht-hetero Beziehung bin und das hängt dann eben auch zusammen damit, dass ich mich [dort] nicht so wohlfühle [...] weil es diese Erinnerungen auch hochbringt und mich aus meiner sonst so schönen linken und akzeptierenden Bubble rausbringt und andere Menschen mit einem sehr anderen Weltbild auch noch existieren.“*

Aber auch außerhalb von öffentlichen Verkehrsmitteln berichten die Teilnehmenden von körperlichen Attacken und Diskriminierungserfahrungen. Die verbalen Angriffe erstrecken sich über die Verwendung transfeindlicher Begriffe, Beleidigungen des Aussehens und dehumanisierende Sprache.

Amelie erzählt: *„Auf dem Weg nach Hause sind wir an einer Partymeile vorbeigegangen. Ich war dort kurz von der Freundin, mit der ich unterwegs war, getrennt und da sind mir drei Jugendliche entgegengekommen, die mich als Parasit und [transfeindliches Schimpfwort] beschimpft haben und mich sogar angespuckt haben.“*

Ein weiterer relevanter Aspekt für die Empfindung eines Unsicherheitsgefühls betrifft das Unterwegs-Sein in der Nacht. Dabei berichten die Teilnehmenden von unterschiedlichen Erfahrungen, bei welchen die Tatsache, wie sie von fremden vorbeigehenden Personen gelesen werden, beeinflusst, wie sicher sie sich in dieser Räumlichkeit fühlen können. Hier spielt das „Passing“ und demnach die Wahrnehmung von trans* Personen als cisgender und nicht „auffällig“ eine zentrale Rolle.

Benjamin, welcher sich als trans Mann identifiziert, berichtet, wie es sich für ihn nach seiner medizinischen Transition geändert hat, nachts in Wien unterwegs zu sein:

„In der Nacht unterwegs zu sein in dem Sinne vor allem früher als Frau in der Nacht unterwegs zu sein macht keinen Spaß [...] und ich merk auch wie sich meine attitude diesbezüglich geändert hat ich hab keine Angst mehr am Abend in der Nacht irgendwo allein unterwegs zu sein ich erschreck mich nicht bei irgendwelchen Schritten, die ich hinter mir höre, ich geh teilweise auch mit Kopfhörern nachhause, was ich früher NIE gemacht hätte.“

Die Teilnehmenden werden dementsprechend binären Geschlechtervorstellungen ausgesetzt, wobei die Fremdwahrnehmung dahingehend eine große Rolle spielt, da fremde Personen sie entweder als weiblich oder als männlich lesen. Hier kommt eine spezifische Komponente hinzu, da Teilnehmende davon berichten, wenn sie als weiblich gelesen werden (ob das nun der tatsächlichen Identität entspricht oder nicht), eine erhöhte Sexualisierung und vermehrt sexuelle Belästigung zu erfahren. Um die Möglichkeit solcher Begegnungen zu reduzieren, wird der eigene Geschlechtsausdruck an die jeweilige Situation angepasst.

Raven: „*Ich versuche eigentlich femme⁶ unterwegs zu sein vor allem in der Nacht und vor allem alleine zu vermeiden, weil es einfach zu gefährlich ist und meistens passiert eh nix aber du weißt halt nicht, wann du ein deppades Grüppchen triffst.*“

Personen, die als männlich gelesen werden, sprechen einerseits von einem vermehrten Sicherheitsgefühl in der Nacht, aber andererseits auch von der Angst einer erhöhten Aggressions- und Gewaltbereitschaft ihnen gegenüber.

Kontrastierend zu Benjamin meint Finn, eine nicht-binäre Person: „*Sehr viele Frauen habens halt, dass sie sich grad im Dunkeln vor allem wenn unbekannte Männer irgendwo rumstehen sich sehr unwohl fühlen. Bei mir war das früher auch so, tatsächlich hat mir aber dieses als Frau gelesen zu werden auch immer eine gewisse Sicherheit gegeben.*“

Der Unvorhersehbarkeit von potenziellen Gefahren wird dahingehend entgegnet, indem das Auftreten und die Kleidung strategisch ausgewählt werden, um der jeweiligen Situation zu entsprechen. Dabei werden mögliche Szenarien im Vorfeld durchgedacht, um das Risiko einer tatsächlichen Konfrontation zu minimieren.

Raven: „*Mittlerweile ist es halt so, dass ich mir überlege in welchen Situationen ich wie rausgehe, weil will ich von A nach B kommen oder will ich von A nach B kommen vielleicht noch mit zwei Stunden Aktivismus und Polizei.*“

Des Weiteren wird auch auf Schutzmaßnahmen zurückgegriffen. Dies betrifft entweder physische Mittel zur Selbstverteidigung, aber auch ein verstärktes Sicherheitsgefühl durch beispielsweise die eigene Körpergröße und die damit einhergehende Selbstsicherheit.

Amelie erzählt von beiden Möglichkeiten: „*Ich genieße es sehr so groß zu sein, was ich glaub inzwischen ist es ein bisschen vorteilhaft in der Öffentlichkeit, weil große Leute sind anscheinend beängstigend. [...] und ich hab regelmäßig irgendwelche Mittel zur Selbstverteidigung auch dabei, auch wenn ich die nicht brauche und nicht vorhabe zu brauchen geben sie mir einfach ein höheres Sicherheitsgefühl.*“

⁶ „Femme“ (französisch für „Frau“) bezeichnet eine besonders feminine Geschlechtspräsentation.

Hinzu kommt, dass sehr viele Teilnehmende, die diskriminierende und erniedrigende Erfahrungen in öffentlichen Räumen machen, auf keine Solidarität und keinen Schutz stoßen. Viele berichten von mangelnder Zivilcourage, besonders wenn sie als queer und nicht eindeutig binär gelesen werden. Die Ungewissheit, ob andere Personen im Falle einer Eskalation für eine*n eintreten würden, verstärkt das Unsicherheitsgefühl.

Raven erläutert: *„Je weiter du halt wegst kommst von dem, was die Mehrheitsgesellschaft haben möchte von dir, desto krasser werden die Reaktionen. Ich bin mal um drei nachmittags auf der helllichten Straße nach der Pride angegangen worden von Leuten, wo ich mir halt so denke das ist ein Wahnsinn, nicht mal in der Nacht einfach am helllichten Tag, wo 150 Leute zuschauen und die haben auch nur zugeschaut also es hilft dir auch niemand.“*

So werden öffentliche Räume anhand der Achse der Unsicherheit und Sicherheit wahrgenommen und beschrieben. Das Empfinden von Unsicherheit zeigt sich anhand erlebter und erwarteter zukünftiger Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen. Dieser Eindruck wird besonders in der Nacht verstärkt empfunden, da die Unvorhersehbarkeit des potenziellen Gegenübers in der Nacht noch abstrakter wird. Äußerst relevant für das Erleben eines öffentlichen Raumes als unsicher oder sicher ist die Fremdwahrnehmung anderer. So spielt „Passing“ hier eine zentrale Rolle, da Außenstehende, ob bewusst oder unbewusst, vorbeigehende Personen als männlich oder weiblich lesen und kategorisieren. Je unklarer und schwerer binär zuordbar der Geschlechtsausdruck ist, umso irritierter scheinen die Personen auf die teilnehmenden trans* Menschen zu reagieren. Wie eine Person geschlechtlich gelesen wird, ist jedoch äußerst subjektiv, weshalb es umso schwieriger ist, das Verhalten anderer zu antizipieren. Das Sicherheitsgefühl der Teilnehmenden ist dementsprechend davon abhängig, welchen externen Zuschreibungen sie ausgesetzt werden, ob dies nun der tatsächlichen persönlichen Geschlechtsidentität entspricht oder nicht. Dabei ist dies nicht notwendigerweise an spezifische öffentliche Räume gebunden. Dennoch werden vor allem menschenleere, offene Straßen in der Nacht und Übergangsräume und große Begegnungszonen wie Wartebereiche bei öffentlichen Verkehrsmitteln als besonders problematisch beschrieben und mit diskriminierenden Erfahrungen verknüpft.

5.2.2. (Un-)Sichtbarkeit des Selbst im öffentlichen Raum

Ebenfalls bedeutsam für die Wahrnehmung öffentlicher Räume ist das Gefühl der Möglichkeit einer Unsichtbar-Werdung im Sinne einer Anonymität und die damit kontrastierende Hyper-Sichtbarkeit von trans* Personen und ihrer Körper aufgrund von Othering⁷ und Marginalisierung. Leitend für die Interviews war für viele Teilnehmende das Gefühl stets beobachtet, angestarrt und hinterfragt zu werden. Dies kann wiederum mit dem „Passing“ zusammenhängen, kann aber auch andere bedingende Faktoren beinhalten. Dabei scheint sich dieser Gedanke, ob man beobachtet wird oder nicht, in verschiedenen Alltagssituationen durchzuziehen, wie Finn und Alex berichten.

Finn: *„Hauptsächlich der Gedanke okay starren mich Leute an und raten sie gerade was ich bin das ist so das Hauptding.“*

Alex: *„Es ist halt schon ein bisschen sehr anstrengend genau ja ich habe nur halt oft das Gefühl, dass mich Menschen anschauen vor allem wenn ich jetzt mit meiner Freundin unterwegs bin.“*

Isa und Zino berichten von sehr anderen Erfahrungen als Finn und Alex:

Isa: *„Klar ich bin nicht-binär, aber es hat jetzt für mich da nicht wirklich eine besondere Bedeutung und ich habe jetzt auch nicht das Gefühl, dass ich von Personen anders wahrgenommen werde. Ich glaube auch, dass mich die meisten Personen sowieso als cis wahrnehmen und das ist dann halt auch einfach so.“*

Zino: *„Ich war dann immer sehr nicht-binär, sehr androgyn so quasi für die Außenwelt zu vernehmen und da habe ich sehr viele Blicke bekommen und fragende Blicke, sehr uneindeutige Blicke so hmm welche Richtung geht jetzt die Person. [...] Das war mir immer sehr unangenehm und seit ich aber sehr eindeutig gelesen werde, hey die Leute ignorieren mich voll und ich find das total super.“*

Dieses Gefühl ist zwar in vielen Alltagssituationen vorhanden, aber es ist besonders ausgeprägt in öffentlichen Räumen mit einem verstärkten Fokus auf Geschlechtskonstruktion, wo die Teilnehmenden auch vermehrt von Diskriminierungserfahrungen sprechen.

⁷ Othering bezeichnet die Andersmachung durch andere Personen. Dabei distanziert sich die dominante Gruppe aufgrund spezifischer Merkmale von jener, die Othering erfährt. Indem beispielsweise Transgeschlechtlichkeit als etwas „Andersartiges“ sozial konstruiert wird, erfahren trans* Personen Othering.

Das öffentliche WC als Schauplatz von Problematisierung, Kategorisierung und Ausgrenzung wurde von beinahe allen Teilnehmenden als belastend beschrieben. Die Frage, wie sichtbar ihre Queerness oder trans* Identität für die Außenwelt ist, durchzieht sich als leitendes Problem und die Unvorhersehbarkeit, auf welche Personen man dabei treffen kann und wie sie eine*n wahrnehmen, sorgt für Unsicherheit und Unruhe beim Aufsuchen öffentlicher Toiletten. Auch in den verschiedenen Stadien einer medizinischen Transition kann sich dies unterschiedlich auswirken.

Benjamin: *„Wie ich so in meiner Transition so wirklich in der Mitte war wars so äh geh ich jetzt auf die Herrentoilette und riskier deppad angegangen zu werden geh ich auf die Damentoilette und riskier dort deppad angegangen zu werden.“*

Zino: *„Diese fragenden Blicke, das ist halt ähnlich auch bei öffentlich zugänglichen Toiletten. Also da waren halt diese unangenehmen Begegnungen schon in den Toiletten selber, wo ich dann angesprochen wurde, so „Hey was machen Sie hier?“*

Als nicht-binäre Person kommt die zusätzliche Herausforderung hinzu, dass die meisten öffentlichen Toiletten anhand von verschiedenen Symboliken als entweder männlich oder weiblich markiert werden. So stellt sich die Frage, welches WC eine nicht-binäre Person aufsuchen kann, ohne Schwierigkeiten mit anderen zu erleben.

Finn: *„Ich finds halt super schwierig, weil inzwischen schauen mich halt die Männer auf dem Männerklo komisch an und die Frauen auf dem Frauenklo schauen mich komisch an. Dann hoffe ich nur, dass ich den Mund nicht aufmachen muss, weil dann sind sie noch mehr verwirrt, also je nachdem auf welchem Klo ich grad bin.“*

Die Belastung, die in diesen Situationen empfunden werden kann, kann in manchen Fällen dazu führen, dass öffentliche Toiletten vermehrt bis vollkommen gemieden werden. Um öffentliche Toiletten meiden zu können, wird die tägliche Wasserzufuhr reduziert.

Fiona: *„Um halt diese Situation von vorhinein gar nicht in die Verlegenheit kommen zu müssen irgendwo öffentlich aufs WC zu müssen hab ich mir einfach angewöhnt generell wenig Flüssigkeit zu mir zu nehmen, weils halt immer irgendwie belastend ist.“*

Auch zu geschlechtsneutralen Toiletten und den verschiedenen Umsetzungsmöglichkeiten haben sich die Teilnehmenden geäußert. Der Konsens war, dass geschlechtsneutrale Toiletten erstrebenswert sind, aber die Tatsache, wie sie in der Realität umgesetzt werden, deren Nützlichkeit und ihr Potenzial für trans* idente Personen stark bedingen. Fiona freut sich über geschlechtsneutrale Toiletten, da sie ihr als trans Frau viele unangenehme Begegnungen ersparen. Das Nicht-Vorhandensein von Geschlechtsmarkierungen machen diese Toiletten zu einem nicht geschlechtlich definierten Ort und dementsprechend zugänglicher für sie.

Fiona: *„Wenn ich jetzt aufs Klo geh gibt’s keine Person, die mich irgendwie blöd ansprechen kann, weil ich jetzt aufs WC gehe, weils halt einfach ein WC ist und nicht ein Frauen-WC oder Männer-WC oder sonst irgendwie gegendert und das macht halt schon einen großen Unterschied.“*

Jedoch wird auch die Umsetzung von neutralen Toiletten in die Kritik genommen. Kritisiert wird einerseits, dass beim Versuch Neutralität herzustellen und Gender-Markierungen zu dekonstruieren eine neue Form der Binarität entsteht. Auch wird kritisiert, dass geschlechtsneutrale Toiletten oft zu Frauen-WCs hinzugefügt werden. Die bisherigen Männer-WCs bleiben weiterhin für „Männer“ bestimmt. Was auf räumlich-baulicher Ebene eine versuchte Inklusion zu sein scheint, kann in der Realität von trans* Personen anders aussehen.

Finn äußert dazu seine Erfahrung als nicht-binäre und transmaskuline Person: *„Ich habe noch nie einen cis Mann gesehen, der auf das neutrale Klo gegangen ist und wenn du selbst weiblich geboren wurdest, praktisch und eigentlich gewohnt bist, dass Frauen mit dir am Klo sind und du dann auch wenn du auf das sogenannte geschlechtsneutrale Klo gehst und da immer nur noch Frauen sind du fühlst dich einfach überhaupt nicht anders es hat sich einfach in den Gefühlen nichts verändert, wenn ich da aufs Klo gehe.“*

Öffentliche Toiletten gelten als Räume mit starken Geschlechtskodierungen im Zusammenspiel mit Faktoren wie erhöhter körperlicher Exponierung und Vulnerabilität als konfliktbehaftete und herausfordernde Räume für die Teilnehmenden. Ähnlich verhält es sich auch in öffentlichen Schwimmbädern oder in Fitnessstudios, wie Amelie, Zino und Finn weiter ausführen. Die verstärkte Sichtbarkeit von Körperlichkeit in jenen Räumen, die traditionell binäre Geschlechterordnungen beinhalten, stellt eine besondere Schwierigkeit dar.

Amelie erzählt hierzu: „Das Problem mit Freibädern ist, dass sie nicht wirklich ein Safe Space sind für TIN Personen⁸, einfach aus dem Grund, weil dort sehr viele Leute sind, man hat Badekleidung an, die teilweise recht hauteng ist und das ist auch eine Sache, wenn ich im Bikini unterwegs bin, sehe ich zwar sehr schön aus, aber ich frage mich dann nur wann die erste Mutter daherkommt, die nichts Besseres zu tun hat als mich blöd anzureden.“

Zino: „Das Gym ist ein sehr scary place für transidente Personen einfach, weil es bei den meisten Gyms diese Binarität voraussetzt, was sehr unangenehm sein kann, wenn du Pre-Transition bist, wenn du mitten in der Transition bist, wenn du gar keine medizinische Transition machen möchtest und wenn du dich überhaupt nicht in der Binarität siehst. Das ist einfach ein place, wo das nicht inbegriffen wird.“

Finn: „Schwierig find ich es halt trotzdem immer, wenn neue Leute dazukommen und ich hab halt gerne ein Tank Top an beim Trainieren und wenn man halt da meinen Sport-BH durchsieht, find ich das dann halt schon nicht so cool.“

Hinzu kommt ein Unwohl-Sein in Räumen, in denen sich Menschen meistens nackt aufhalten, wo die Körperlichkeit wiederum eine erhöhte Sichtbarkeit erhält. Raven, eine nicht-binäre Person, erzählt über die Angst, in der Sauna beobachtet, fetischisiert und fotografiert zu werden.

Raven: „Ich glaub, dass halt nicht sensibles Publikum schneller mal ist irgendwann mal ein Foto zu machen von irgendwas, was sie halt spektakulär finden. Und wenn du halt grad die spektakuläre queere Person bist, die halt nicht einen typischen cis-het⁹ Körper hat, dann glaube ich ist die Fotografier-Schwelle irgendwie auch niedriger bei den Leuten.“

Jene Räume, in denen gender-basierte Präsentationsmöglichkeiten entfallen, werden als angenehm empfunden. Dies trifft besonders auf Räume im Dunkeln zu, wo Sichtbarkeit nicht mehr möglich ist. Alex beispielsweise liebt es, Punk-Konzerte mit der Partnerin zu besuchen.

⁸ „TIN“ ist ein Akronym für „trans*, inter* und nicht-binär“ und wird als Sammelbegriff für all jene Personen verwendet, die sich mit dem traditionellen binären Geschlechtersystem nicht identifizieren.

⁹ Abkürzung für „cisgender-heterosexuell“

Alex: „Da gibt’s einen großen Unterschied, weil das ist halt linker Punk, was nicht heißt, dass es nicht auch toxische dudes gibt aber es ist für alle erstens mal dunkel und zweitens bist du halt in einer Menge von Leuten, die ihre Aufmerksamkeit auf irgendwas richten und so generell hatte ich bei Konzerten noch nie wirklich irgendein Problem.“

Raven findet auch viel Gefallen an dunklen Räumlichkeiten, in denen die eigene Geschlechtsidentität nicht von außenstehenden Beobachter*innen wahrgenommen, interpretiert und kommentiert werden kann.

Raven: „Es [das Kino] ist eigentlich relativ not a gender issue in dem Sinne. Du setzt dich halt einfach rein, isst Popcorn und bist einfach happy, was auch nett ist, wo hingehen zu können, wo es halt nicht so hart stereotyp zugeht, weil im Kino hast du kaum Berührungspunkte außer das Klo.“

Raven erzählt auch von einer spezifischen Erfahrung Minigolf in einem dunklen Raum zu spielen, wo die Spieler*innen sich mit bunter leuchtender Farbe anmalen können.

Raven: „Es macht auch was mit dem Raum, weil du diese cis dude Mentalität „ich komme rein und bin Herr der Welt“, diese Präsenz hast du hier einfach nicht, weil es leuchten einfach alle in bunten Farben und du weißt nicht mal welches Gender diese Person hat. [...] Du hattest nicht wirklich Blicke oder sonst irgendwas dort, man hat einfach existiert.“

Das Bedürfnis nach weniger Sichtbarkeit von Geschlechtlichkeit und mehr Anonymität drückt auch einen Wunsch nach gesellschaftlicher Normalisierung der eigenen Identität aus. Den wohl stärksten Kontrast zu den hier genannten öffentlichen Räumen bietet die absolute Privatheit des eigenen Zuhauses. Zino beschreibt seine Gedanken dazu sehr treffend.

Zino: „Niemand macht sich Gedanken darüber in den eigenen vier Wänden, ob das jetzt besonders weiblich ist, ob das jetzt besonders männlich ist. Das ist ja das Absurde, man denkt eigentlich nicht wirklich daran und eigentlich ist es total aufgelöst und losgelöst von allem, nur sobald du dann rausgehst und diese Erwartungshaltung auch spürst, dann wird es zum Thema gemacht.“

Zusammenfassend wird ein Bedürfnis nach mehr Anonymität und Unsichtbarkeit deutlich. Das Bewusstsein darüber, dass andere Personen eine*n beobachten und anstarren, wirkt nervenaufreibend und beeinflusst viele Erfahrungen in öffentlichen Räumlichkeiten. Möglichkeiten der Reduzierung solcher Erlebnisse können durch räumliche Veränderungen bewirkt werden, wie beispielsweise effektiv umgesetzte geschlechtsneutrale Toiletten und die Entfernung von Geschlechtskodierungen in stark geschlechtlich getrennten öffentlichen Räumen. Das Wegfallen von geschlechtlichen Präsentationsmöglichkeiten wird als befreiend empfunden, da der Druck, einer bestimmten Gender Performance entsprechen zu müssen oder sonst negative Erlebnisse zu erfahren, hierbei entfällt. Auch wird ein Wunsch nach Normalisierung und minimalisiertem Othering der eigenen Transgeschlechtlichkeit erkennbar, da gesellschaftliche Normvorstellungen von Geschlechtlichkeit von außen zugeschrieben werden und Druck auf das Individuum ausüben. Wünschenswert ist eine Annäherung der Erfahrungen in der Öffentlichkeit daran, wie sich das Erleben im eigenen Zuhause anfühlt.

5.2.3. (Nicht-)Zugehörigkeit im öffentlichen Raum

Die dritte Leitkategorie thematisiert das Gefühl der (Nicht-)Zugehörigkeit im öffentlichen Raum. Die Teilnehmenden sprechen hier von Exklusionserfahrungen sowie über positive Erlebnisse, aktive Inklusion und ein damit einhergehendes Zugehörigkeitsgefühl. Exklusionserfahrungen werden vor allem mit einer bewussten Respektlosigkeit der Geschlechtsidentität und der verwendeten Pronomen gegenüber verbunden. Exklusion wird dort empfunden, wo aktive Partizipation eigentlich erwartet werden würde. Dementsprechend orientieren sich Erfahrungen in breit zugänglichen Räumlichkeiten wie öffentlichen Verkehrsmitteln oder Plätzen an den Sicherheits- und Sichtbarkeitsachsen. Exklusion, Inklusion und Zugehörigkeit werden besonders in der Arbeitsstelle, an der Universität und in Vereinen und Communities wahrgenommen.

Benjamin und Alex sprechen von kontrastierenden Erfahrungen, was Universitäten betrifft. Benjamin erzählt von positiven Erlebnissen, während Alex über Vorkommnisse spricht, in denen es zu Schwierigkeiten mit der Namensänderung in Lehrveranstaltungen und Misgendering seitens Lehrpersonen kam.

Benjamin: „Quasi ich hab damals die Uni als Benjamin begonnen im Sinne von ich bin Herr [Nachname] und ich war überrascht vor allem von also sie haben mich einfach akzeptiert also wir hatten auch Turnen im 1. Semester und ich bin so vor diesen zwei Garderoben so gestanden und war so okay wo geh ich jetzt hin und hab dann den Lehrer gefragt und so „bist a burli oder a madl?“ und ich so „a burli“ „so passt dann ziehst dich bei den Jungs um.“

Alex: „Das ist halt die Realität, wenn du auf der Uni bist, das heißt du wirst als trans Person höchstwahrscheinlich misgendert und falsch angesprochen.“

Herausstechend sind jene Erlebnisse, die nicht nur keine Diskriminierung auslösen, sondern einen aktiven Inklusions- und Partizipationsprozess beinhalten. Das kann bedeuten, dass trans* Menschen in der Schaffung von bestimmten Räumen oder der Organisation von Events aktiv als Mitarbeiter*innen oder Berater*innen eingeholt werden. Inklusion in diesem Sinne kann aber auch meinen, dass Safe Spaces für trans* Menschen geschaffen werden, auf Transfeindlichkeit sensibilisierte Awareness Teams bei Events vorhanden sind oder spezielle Veranstaltungen organisiert werden. Fiona, beispielsweise, spricht hier von der Organisation eines FLINTA¹⁰-Tages in einer Kletterhalle in Wien und wie sie diesen wahrgenommen und empfunden hat.

Fiona: „Sie veranstalten einmal im Jahr einen FLINTA-Tag, wo sie eine halbe Halle nur für FLINTA Personen zur Verfügung stellen, um auch vom Gefühl her es etwas angenehmer zu machen, um halt nicht dort quasi dem Male Gaze irgendwie ausgesetzt zu sein, sondern um diesen ganzen Wettbewerbsmustern, die in der männlichen Welt da auch ein bisschen drinhängen, das irgendwie abzufedern.“

Zugehörigkeit wird vor allem in jenen Räumen empfunden, in denen viele Menschen mit ähnlicher Lebensgeschichte oder ähnlichen Erfahrungen vertreten sind. Dies betrifft zumeist spezifisch queere Vereine, Lokale und Community-Treffs für trans* idente Personen. Das wohl beliebteste und bekannteste Beispiel hierfür ist die Wiener Regenbogenparade.

¹⁰ FLINTA ist die Abkürzung für „Frauen, Lesben, inter*, nicht-binär, trans*, agender“ und wird als Sammelbegriff für jene Menschen verwendet, die besonders von patriarchalen Strukturen betroffen sind. Die Verwendung des Begriffs ist jedoch umstritten, weshalb ich den Begriff in dieser Arbeit nicht selbst verwende.

Amelie: *„Ich glaub die Erfahrung der Zugehörigkeit, weil auf der Pride sind auch viele neurodiverse Menschen, viele trans Menschen, viele LGBT-Menschen, die einfach feiern, dass sie existieren und das war für mich sehr inspirierend und sehr wie soll ich sagen eine Bestätigung für mich, dass ich nicht allein bin, sondern dass es wirklich viele von uns gibt.“*

Jedoch erleben viele trans* Menschen auch Exklusion aus LGB-Räumlichkeiten, die keinen Zugang für trans* Personen bieten möchten. Zum Beispiel erzählt Raven, wie trans* Menschen oft innerhalb von queer Communities und Events ausgeschlossen und nicht mitgedacht werden. Dies trifft vor allem auf nicht-binäre und andere geschlechtlich nicht-konforme Personen zu.

Raven: *„ich hab bis jetzt eigentlich auf jeder Party Probleme mit Genderdiskriminierung trotz dem Awareness Konzept und alles, weil bei FLINTA-only Parties werde ich dort trotzdem gefragt ob ich FLINTA bin [...] also FLINTA hat halt immer bisschen so diesen Beigeschmack als amab [Anm.: assigned male at birth] Person, es ist okay solange du dich nicht als was anderes identifizierst, du musst halt quasi deine Queerness beweisen.“*

Die Erfahrung des Ausschlusses aus zumindest als inklusiv intendierten Räumlichkeiten wird mit Enttäuschung verbunden. Jene Sicherheits- und Inklusionsregelungen, wie die Schaffung von Safe Spaces und Anstellung von Awareness Teams bei queer-spezifischen Events wirken zwar auf viele Teilnehmende besonders positiv, jedoch erleben einige Personen Nachteile durch diese Reglementierungsformen. So können auch queere Räumlichkeiten durchzogen von binär geschlechtlichen Raumstrukturen- und Logiken sein, in denen ein spezifisches Muster des Selbstauesdruckes und der Selbstpräsentation eingehalten werden sollte, um nicht hinterfragt zu werden. Positive Erfahrungen der Inklusion und Zugehörigkeit ermöglichen ein Wohlbefinden in den besagten Räumen und Lebensbereichen. Inklusiv organisierte Veranstaltungen, die spezifisch Raum für trans* Personen bieten, werden gerne gesehen und genutzt. Das schafft Vertrauen in diese öffentlichen Räume, welche dadurch zu oft besuchten Stammpätzen werden, wie es beispielsweise für Fiona bei der Kletterhalle, in der ein FLINTA-Tag organisiert wurde, der Fall ist.

5.2.4. Reaktionen auf konfliktbehaftete Räume

Die Interviewteilnehmenden berichten neben den Erfahrungen, die sie in verschiedenen öffentlichen Räumen machen, auch davon, wie sie sich dabei fühlen und wie sie auf diverse Situationen reagieren. Die Reaktionsweisen sind stark personen- und situationsabhängig. Jedoch sollen drei besonders häufig vorkommende Reaktionsweisen hier kurz beleuchtet werden. Die drei Reaktionen, welche am häufigsten in den Interviews thematisiert werden, sind die Vermeidung bestimmter öffentlicher Räume sowie die Abschottung aus Teilen der Öffentlichkeit, die Selbstermächtigung in Begegnung mit konfliktbehafteten Räumlichkeiten und schließlich die Einbindung in die queer und trans* Community und in private Beziehungen.

Vermeidung und Abschottung

Einzelne Teilnehmer*innen erzählen, wie sie in Anbetracht erlebter Diskriminierungserfahrungen bestimmte Räumlichkeiten meiden, um sich selbst zu schützen und sich nicht rechtfertigen zu müssen. Stattdessen werden andere, alternative Räume aufgesucht, vermehrt queere Räume besucht (hier liegt die Schnittstelle zur Einbindung in die Community), bis zum Rückzug aus der Öffentlichkeit und dem vermehrten Verweilen in privaten Räumen wie das eigene Zuhause oder das Zuhause von geliebten Menschen. Zudem werden Abschottungsstrategien angewandt, um potenziell bedrückende Erlebnisse nicht mehr mitzubekommen. Die eigene Wahrnehmung wird dabei limitiert und auf spezifische Aspekte hintrainiert.

Finn beschreibt den persönlichen Bezug zur Natur und zu Orten, an denen sich weniger Menschen aufhalten.

„[Es] soll einfach nur symbolisieren, dass ich mich halt vor allem draußen, wenn keine Leute da sind, ich mich halt super wohlfühle [...] aber es ist halt einfach ur nice, wenn mich keiner anschauen kann, judgen könnte für das wie ich ausschau, wer ich bin.“

Auch Isa bevorzugt ruhige Orte, wobei da auch eine Vorliebe für die Dunkelheit und die Nacht hinzukommt.

Isa: *„Generell mag ich es auch ganz gerne im Dunkeln draußen zu sein, also ich finde halt so grad am Abend ist es auch immer wieder ein bisschen ruhiger und man kann auch selbst ein bisschen runterfahren.“*

Fiona geht nach der Erzählung ihrer Erfahrungen mit transfeindlicher Diskriminierung darauf ein, wie sie, wenn sie problematische Räume nicht meiden kann, ihre eigene Wahrnehmung einschränkt, wenn sie in der Öffentlichkeit unterwegs ist.

Fiona: „Da hab ichs halt so richtig zum ersten Mal realisiert wie sehr ich diese Sachen einfach ignorier gar nicht mehr wahrnehme, weil sie halt so allgegenwärtig sind ständig irgendwie da sind, dass ich auf solche Sachen einfach nicht mehr achte, um mich emotional davon abzuschotten, um halt irgendwie durch die Welt gehen zu können leben zu können, ohne dass ich mich halt ständig mit der Lächerlichmachung und Transfeindlichkeit, die es halt in der Gesellschaft gibt, auseinandersetzen zu müssen.“

Selbstermächtigung

Eine weitere Reaktions- und Umgangsweise, welche öfter in den Interviews vorgekommen ist, ist die Erfahrung von Selbstermächtigung, eine Steigerung des Selbstbewusstseins und das Gefühl der gesellschaftlichen Teilhabe. Diese Emotionen werden mit überraschend positiven Erlebnissen in öffentlichen Räumen verbunden. Es wird eine Art Selbstermächtigungsgefühl beschrieben, wenn es zu unerwartet positiven Interaktionen mit Personen kommt, bei denen anfangs eher ein Unwohl-Sein vorhanden war. Finn beschreibt die positive Reaktion eines älteren Herren auf seine nicht-binäre Identität und wie überraschend das war.

Finn: „Das fand ich dann sehr angenehm und das ist auch ein Learning für mich eigentlich, dass man oft sehr viel mehr Angst hat als man eigentlich braucht, weil viele Leute sich oder eigentlich die Mehrheit von den Leuten machen sich nicht so viele Gedanken wie du, wie dich die Leute wahrnehmen.“

Zustimmung und Unterstützung von fremden Personen kann zu einem gesteigerten Selbstermächtigungsgefühl führen. Selbstermächtigung wird auch mit besonders schönen Erlebnissen in Verbindung gesetzt, bei denen keine Zurückweisung erfolgt. Hierbei spielt auch das Erleben von Gender Euphorie¹¹ und der Raum, dem ihr gegeben wird, eine bedeutsame Rolle. Die Erfahrung von Gender Euphorie kann das Selbstbewusstsein erhöhen und mehr Selbstverwirklichung ermöglichen, wie es Amelie über ihre Erfahrungen auf einem Ball schildert.

¹¹ Gender Euphorie stellt das Gegenteil zu Geschlechtsdysphorie dar und beschreibt den Zustand eines positiven Erlebens der eigenen trans* Identität aufgrund von angenehmen bestätigenden Erfahrungen.

Amelie: *„Allgemein war es eine Erfahrung, die positiv war, weil eben das Erlebnis als ICH auf einem Ball zu sein, ich habe die Vorbereitung sehr genossen, schön in einem Kleid aussehen, die Frisur, mir die Nägel machen lassen und meine Augenbrauen in Form bringen. Diese Kleinigkeiten waren im Endeffekt für mich fast cooler als der Ballbesuch selbst.“*

Alex resümiert für sich das eigene Auftreten als queere und nicht-binäre Person in der Öffentlichkeit und die damit verknüpfte Selbstsicherheit, die eigene Identität in die Welt tragen zu können.

Alex: *„Wie ich halt auch in der Öffentlichkeit bin, dass ich gefühlt einfach keine von außen aufgelegten Einschränkungen hab, weil es mir halt wurscht ist, aber was mir erst möglich geworden ist durch die Erkenntnis, dass ich halt nicht cis bin und auch queer bin und nicht hetero und darum aber auch die Undefinierbarkeit meiner Identität mich nicht in irgendwelche Schubladen reinzwängen zu lassen.“*

Ähnlich beschreibt Amelie ihre Einstellung und erläutert den Grad der Abwägung zwischen dem potenziellen Erleben von Diskriminierung und der Möglichkeit, nun als ihr authentisches Selbst an die Öffentlichkeit treten zu können.

Amelie: *„Das Schöne am trans-Sein in der Öffentlichkeit ist das Ich-Sein in der Öffentlichkeit. Ich kann in der Öffentlichkeit auftreten als eine Person, die ich tatsächlich bin und fühle mich damit sehr viel wohler als damals als Mann präsentierend, wo mich vielleicht niemand angeredet hat aber ich mich halt trotzdem nicht wohlfühlt hab. Und jetzt fühle ich mich wohl und ja es hat ein Risiko, dass irgendjemand Beleidigungen in mein Ohr zischt beim Vorbeigehen.“*

Einbindung in die Community

Die Teilnehmenden sprechen von größtenteils positiven Erfahrungen, wenn es um die trans* Community geht. Dabei ist eine Umgangsweise mit der Öffentlichkeit bewusst queere und trans* inklusive Räume aufzusuchen und Kontakte zu Personen in der gleichen Community zu knüpfen. Dies kann zu einem erhöhten Sicherheits-, Verbundenheits- und Gemeinschaftsgefühl führen. Die Teilnehmenden beschreiben queere Räume als offen, inklusiv und sicher.

Amelie: *„Ich halte mich normalerweise in spaces auf, in denen queere Personen eher akzeptiert sind beziehungsweise in denen es nicht so eine Seltenheit ist.“*

Isa: „Ich glaube halt generell sonst so queer spaces, also ob das jetzt eine Party, auf der man ist, wo man weiß es sind viele queere Leute vertreten, man merkt das halt auch irgendwie, man weiß es irgendwie und es wird halt automatisch irgendwo ein Safe Space.“

Queere Vereine, Räume und Events können auch dazu dienen, die eigene trans* Identität zu erproben, eigene Grenzen auszutesten und den selbst gewählten Namen und die neuen Pronomen in einem sicheren und verständnisvollen Rahmen auszuprobieren.

Benjamin: „Ja also wir [trans* Verein in Wien] haben uns da getroffen und ich hab da wirklich dann das erste Mal meinen neuen Namen ausprobiert Benjamin und mich auch als Benjamin vorgestellt und Leute haben mich auch sofort Benjamin genannt und ich war so oooh mein Gott [...] und es war genau das, was ich wollte.“

Die Einigkeit, die in queeren Räumen entstehen kann, kann die Wirkung eines Raumes verändern. So beeinflussen die Personen, welche sich in einem Raum aufhalten, wie dieser geformt, gestaltet und erlebt wird. Ein Raum, in dem größtenteils queere und trans* Personen vertreten sind, schafft Sicherheit aufgrund des Wissens, dass man sich in der eigenen Gemeinschaft befindet. Sollte andere Personen zu diesen queeren Räumen finden, besitzen diese Räumlichkeiten ausreichend Festigkeit und Beständigkeit, um nicht destabilisiert werden zu können.

Fiona: „Der Raum als solches ist stark genug falls sich mal irgendwie jemand hereinverirrt, stört das den Raum als solches nicht.“

Jedoch haben auch einige der Teilnehmer*innen angemerkt, dass es schwer vorauszusagen ist, welche öffentlichen Räume wirklich immer sicher sind. Die meisten erleben situationsbedingte Sicherheitsgefühle, weshalb einige auch dazu tendieren, öffentlichen Räumen die Eigenschaft der Sicherheitsschaffung abzuschreiben. Stattdessen wird Sicherheit in der Privatsphäre gesucht, ob das das Zuhause betrifft oder vertraute Menschen. Alex formuliert dazu treffende Worte:

Alex: „Ich glaub halt die positiven Erfahrungen sind mehr privat also sind mehr bei Leuten bei Menschen und nicht auf Plätzen von wegen es gibt keine Safe Spaces es gibt nur safe people.“

5.3. Kontrastierung der Bild- und Interviewergebnisse

Nun sollen die Ergebnisse der Bildclusteranalyse und der Grounded Theory Auswertung kurz miteinander verglichen und auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede untersucht werden. Leitend für die axialen Kernkategorien in beiden Auswertungen ist die Kontrastierung gegensätzlicher Wahrnehmungen. So gibt es unter den vier Kategorien bei den Bildergebnissen jeweils eine Kategorie, in der besonders negative Aspekte benannt werden („Distanzierungs- und Eingrenzungsdarstellungen im leeren Raum“), eine, in welcher ausschließlich positive Erfahrungen thematisiert werden („Einbettung des Selbst in den öffentlichen Raum“) und die anderen beiden Kategorien, welche kontrastive Darstellungen kombinieren („Relevanz und Irrelevanz der Geschlechtsidentität“ und „Institutionalisierte Diskussionsräume und queer-kollektivistische Gegenräume“). Die Kategorien bei den Interviewergebnissen schließen sich aus der Verknüpfung von Gegensatzpaaren zusammen, wie „Unsicherheit und Sicherheit“, „Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit“ und „Nicht-Zugehörigkeit und Zugehörigkeit“.

Relevante Aspekte, die sich in beiden Auswertungen als essenziell erwiesen haben, sind der Wunsch nach einer gesellschaftlichen Normalisierung von Transgeschlechtlichkeit und eine damit einhergehende Auflösung oder Veränderung von geschlechtlich-segregierten Räumlichkeiten und das Bedürfnis weniger Othering, Ausschluss und Diskriminierung in öffentlichen Räumen zu erfahren, was wiederum mit einer Umorganisation von Raumstrukturen ermöglichbar wäre. Außerdem zeigen sich Parallelen darin, wie bestimmte öffentliche Räume wahrgenommen werden. Zum Beispiel werden Übergangszonen wie öffentliche Verkehrsmittel und Schwellenräume wie menschenleere Straßen sowohl in den Fotos als auch in den Interviews mit äußerst negativen Erlebnissen und Gefühlen verknüpft. Es werden Gefühle von Einsamkeit und Isolation, sowie Erfahrungen mit Diskriminierung, Unsicherheit und mangelnder Solidarität beschrieben. Auch können Vergleiche zwischen der (Un)Sichtbarkeitsachse in den Interviews und der Kategorie der Relevanz und Irrelevanz von Geschlechtsidentität bei den Bildern unternommen werden. Der in den Interviews artikulierte Wunsch nach mehr Anonymität und dadurch weniger Sichtbarkeit, vor allem bezüglich der eigenen trans* Körperlichkeit in stark geschlechtlich reglementierten Räumlichkeiten, zeigt sich in der Thematisierung der relevant- und irrelevant-gemachten Geschlechtszugehörigkeit in der Bildclusteranalyse. Erwünscht ist ein normales Leben, wo es zu keinen Schwierigkeiten aufgrund der eigenen Identität kommt und man ein Leben in Ruhe führen kann, ohne fragende

Blicke von anderen vernehmen zu müssen. Ein weiterer Aspekt, der in beiden Auswertungsprozessen vorkommt, ist die Bedeutung von Freundschaften und Community. Öffentliche Räume werden als angenehmer empfunden, wenn Bezugspersonen vorhanden sind. Dies erstreckt sich über die dargestellten Safe Spaces und Community-Lokale bis hin zu Treffen mit Freund*innen außerhalb und innerhalb des Zuhauses.

Jedoch zeigen sich auch Unterschiede in den beiden verschiedenen Auswertungsvorgängen. In den Interviews werden Erfahrungen mit Inklusion und Exklusion explizit benannt und dargestellt, während dies in den Bildern eher auf einer impliziten und symbolischen Ebene geschieht. Inklusions- und Exklusionserfahrungen in bestimmten öffentlichen Räumlichkeiten werden in den Interviews mit Auseinandersetzungen, angenehmen Gesprächen und weiteren Interaktionen mit anderen Personen verdeutlicht. Diese Ebene fällt in den Fotos vollkommen weg. Exklusion und Inklusion zeigen sich da eher repräsentativ am Beispiel spezifischer Räume. So werden in den Bildern der Kategorie „Distanzierungs- und Eingrenzungsdarstellungen im leeren Raum“ keine expliziten Ausgrenzungserfahrungen präsentiert. Dennoch lässt sich anhand der abgebildeten Leere und Distanz zu anderen eine Wahrnehmung von räumlicher Isolation bzw. Isolierung erkennen. Auch Inklusionserfahrungen werden in den Fotos nicht explizit gemacht, sondern über Räume wie die Villa Vida oder über Freundschaftsdarstellungen repräsentativ dargelegt. Erlebnisse in queeren Räumlichkeiten werden auf visueller Ebene als rein positiv dargestellt, während in den Interviews auch negative Aspekte und Erfahrungen mit Ausgrenzung beschrieben werden. Politische Teilhabe und Demonstrationen werden vor allem in den Bildern thematisiert. In den Interviews wird Politisches zwar schon erwähnt, es konnte sich aber nicht als eine durchgängige Kategorie herauskristallisieren. Die Fotos fokussieren den Wahrnehmungsprozess bezogen auf spezifische ausgewählte Räume und die Interviews zeigen eher konkrete Ereignisse, die in den beschriebenen Räumen stattgefunden haben. Interessanterweise werden Sport und Körperlichkeit auf bildlicher Ebene als emanzipierend, ermächtigend und selbstbewusstseinsschaffend dargestellt. Dagegen werden in den Interviews Sporträume als stark geschlechtlich segregiert und herausfordernd präsentiert und auch problematisiert. Wie sich diese Ergebnisse in einen größeren sozialwissenschaftlichen Forschungskontext einbetten lassen, wird im folgenden Kapitel näher erläutert.

6. Zusammenfassung und Diskussion

Bevor die Forschungsergebnisse dieser Abschlussarbeit mit den zuvor beschriebenen Studien und theoretischen Werken verknüpft und diskutiert werden, soll zunächst der Rahmen dieser Arbeit kurz dargelegt werden. Anschließend werden die grundlegenden Ergebnisse zusammengefasst.

In dieser Forschungsarbeit wurde untersucht, wie trans* Personen für sie einschränkende und ermöglichende öffentliche Räume wahrnehmen. Dafür wurde der Begriff des öffentlichen Raumes explizit nicht genauer eingeschränkt, um die individuellen Perspektiven und Erfahrungswelten der Teilnehmenden in den Fokus zu setzen. So konnten die Teilnehmenden jene öffentlichen Räumlichkeiten in ihren Fotos sowie in den darauffolgenden Interviews thematisieren, die für sie eine besondere alltägliche Relevanz besitzen. Ziel dieser Arbeit war es aufzuzeigen, wie trans* Personen öffentliche Räume wahrnehmen, welche strukturell-räumlichen Faktoren ihre Wahrnehmung beeinflussen und welche Lebenserfahrungen sie mit bestimmten öffentlichen Räumen verbinden. Unter anderem sollte aufgezeigt werden, welchen Einfluss geschlechtlich segregierte und kodierte Räumlichkeiten auf das Erleben der Öffentlichkeit für trans* Personen haben. Auch sollte dargelegt werden, welche öffentlichen Räume positiv erfahren werden. Dafür wurden acht Interviews mit der Partizipativen Fotobefragung durchgeführt, für welche die Teilnehmenden Fotos von alltäglich relevanten öffentlichen Räumen anfertigen sollten. Das Bildmaterial wurde gesammelt betrachtet und mit der Bildclusteranalyse ausgewertet. Ebenso wurde das Textmaterial aus den Interviews zusammengetragen und folglich mit der Constructivist Grounded Theory analysiert.

Die Teilnehmenden thematisieren sowohl auf visueller als auch auf textlicher Ebene die Bedeutung von Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen auf das Erleben von öffentlichen Räumen. So haben erlebte Ereignisse einen bedeutenden Einfluss darauf, wie bestimmte Orte wahrgenommen werden. Besonders relevant ist hierfür die Wahrnehmung eines Unsicherheitsgefühls in jenen Räumen, in denen Diskriminierung erfahren wurde oder erwartet wird. Auch sind diese Räume zumeist davon gekennzeichnet, dass es sich um stark geschlechtlich getrennte Räumlichkeiten, wie etwa öffentliche Toiletten und Schwimmbäder, handelt. Sicherheit wird vor allem in queeren Räumen, unterwegs mit Bezugspersonen und in der Privatheit des Zuhauses empfunden. Zusammenhängend mit dem Gefühl der Unsicherheit

bzw. Sicherheit ist, wie andere Personen eine*n wahrnehmen. So wirkt die Fremdwahrnehmung für die Teilnehmenden auf ihre Raumwahrnehmung und schließlich auf ihr weiteres Verhalten. Die Befürchtung, von anderen als „andersartig“ und nicht cisgender gelesen zu werden, erhöht das Gefühl von Unsicherheit und kommt oft mit einer künftigen Vermeidung bestimmter Räumlichkeiten einher. Es wird ein Wunsch nach Anonymität und Unsichtbarkeit deutlich. Ebenso werden Erfahrungen mit Andersmachung an der Darstellung von geschlechtlich getrennten Räumen mit starkem Fokus auf körperliche Exponierung und Vulnerabilität benannt. Ersichtlich wird der Versuch mittels Community-Arbeit, politischer Partizipation und selbstermächtigenden Handlungen anhand einer Einbettung des authentischen Selbst in die Öffentlichkeit eine gesellschaftliche Normalisierung von trans* Personen in der Öffentlichkeit zu unternehmen. So werden öffentliche Räume genutzt, um eine alltägliche Normalität mit eigenen Interessen, Hobbies und Freundschaften zu leben, sich durch Demonstrationen mehr symbolische Präsenz in der Öffentlichkeit zu verschaffen und Sicherheit, Solidarität und Zugehörigkeit in queeren und trans* Safe Spaces und Community-Lokalen zu finden. Erkenntlich wird ein Appell nach mehr Inklusion und Partizipation bei Raumkonstruktionsprozessen sowie die Problematisierung allgegenwärtiger trans* exkludierender öffentlicher Räumlichkeiten.

Sichtbarkeit, Körperlichkeit und Zugänglichkeit: zwischen Anonymität und Fremdwahrnehmung

Ein entscheidender Faktor dafür, wie öffentliche Räume wahrgenommen werden, ist das Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein von Anonymität. Die Teilnehmenden benennen des Öfteren den Wunsch, mehr Anonymität erfahren zu können und das Gefühl, beobachtet zu werden und herauszustechen, nicht mehr als Alltäglichkeit erleben zu müssen, wenn sie öffentliche Räume aufsuchen. Dieses Empfinden spiegelt sich auch in weiteren soziologischen Forschungen wider. Lubitow et al. (2017) beschäftigen sich in ihrer Arbeit mit der Frage, wie trans* Menschen öffentliche Verkehrsmittel erfahren und kommen unter anderem zu dem Entschluss, dass die Teilnehmenden vor allem jene Fahrten als angenehm und unkompliziert empfinden, in denen sie weder angesprochen noch angesehen werden. Das Erleben von Anonymität wird somit als besonders positiv dargelegt (Lubitow et al. 2017). Das Gegenstück dazu bieten Erfahrungen, in denen die Teilnehmenden das Gefühl haben beobachtet und angestarrt zu werden. Diese unangenehme Empfindung kann dazu führen, dass potenziell

konfliktreiche öffentliche Räume gemieden werden oder Anpassungsstrategien angewendet werden. Die Tatsache, wie die Außenwelt die Teilnehmenden wahrnimmt, bestimmt, wie sie sich im öffentlichen Raum navigieren können. So stellt eine relevante Handlungsstrategie dar, die Außenwelt genauer zu vernehmen und zu kalkulieren, wie sicher und konfliktfrei die aktuelle Situation ist. Öffentliche Räume werden also unter anderem daran gemessen, wie frei und anonym sich die Teilnehmenden fühlen können.

Die Erfahrung von Anonymität lässt sich jedoch nicht so einfach messen, da sie äußerst subjektiv ist. Dennoch berichten besonders trans* Frauen und nicht-binäre Personen von vermehrten Schwierigkeiten aufgrund dessen, wie sie gelesen werden. Je mehr eine Person aus der geltenden Zweigeschlechtlichkeitsnorm zu fallen scheint, umso eher kann sie mit Diskriminierungserfahrungen in der Öffentlichkeit konfrontiert werden. Lubitow et al. (2017) belegen dies ebenfalls mit ihren Ergebnissen. So ist die Tatsache, wie trans* Personen von anderen gelesen werden, äußerst entscheidend dafür, wie sie selbst öffentliche Räume erleben können. Auch Shakibaei und Vorobjovas-Pinta (2022) bestätigen dies mit ihrer Forschung zum Erleben öffentlicher Verkehrsmittel in Istanbul. Des Weiteren berichten geschlechtlich nicht-konforme und nicht-binäre Personen von häufigen Belästigungserfahrungen. Um dem zu entgegenen, wird der Geschlechtsausdruck an die jeweilige Situation angepasst. Diese Problematik lässt sich anhand geschlechtlich segregierter Räumlichkeiten, wie der öffentlichen Toilette, darlegen. Sowohl in den Ergebnissen dieser Forschungsarbeit als auch bei Dubin et al. (2021) kommt heraus, dass öffentliche Toiletten als besonders belastend erfahren werden. Dies liegt an geschlechtlich reglementierten Raumstrukturen und der damit zusammenhängenden Befürchtung, erhöhte Visibilität aufgrund einer gesellschaftlich konstruierten Andersartigkeit von trans* Personen zu erfahren. Auch hier erleben besonders jene Personen, die sich schwieriger einer binären Geschlechterordnung zuordnen lassen, viel Ausschluss, Diskriminierung und Gewalt (Dubin et al. 2021). Des Weiteren wird die erhöhte Visibilität von Körperlichkeit als Schwierigkeit im Umgang mit öffentlichen Räumen benannt. Oakleaf und Richmond (2017) beschäftigen sich mit der Frage, wie trans* Personen öffentliche Freizeiteinrichtungen wahrnehmen. Dabei kommt heraus, dass öffentliche Bäder als höchst problematisch erlebt werden, da der Körper mehr Sichtbarkeit erhält und vulnerabler ist (Oakleaf & Richmond 2017). Dies spiegelt sich in den Ergebnissen dieser Forschungsarbeit wider, da die Teilnehmenden von Befürchtungen

erzählen, jederzeit auf ihr Aussehen angesprochen oder als Spektakel wahrgenommen zu werden. Auch Sporträume und Umkleidekabinen gelten als problematisch, da die körperliche Exponierung beim Prozess des Umziehens für Unwohlsein sorgt. Zudem stellt sich für viele trans* Personen die Frage, wann der richtige Zeitpunkt ist die Umkleidekabine zu wechseln. So wird auch hier je nach aktueller Lebenssituation der Geschlechtsausdruck an die vorherrschenden Raumstrukturen angepasst, um möglichst nicht aufzufallen (Hargie et al. 2017).

Diese besondere Schwierigkeit für trans* Personen, ihr Auftreten in der Öffentlichkeit auf verschiedensten Ebenen zu reflektieren und anzupassen, lässt sich mit dem von Jayne Caudwell (2020) so benannten „*cisgender gaze*“ verdeutlichen. Angelehnt an den Begriff des „*male gaze*“ (Mulvey 1975), welcher Darstellungen von Frauen in Fernsehen und Film aus einer explizit heterosexuell-männlichen Anschauungsweise beschreibt, definiert Caudwell den „*cisgender gaze*“ als cis-normative Sichtweise auf Geschlechtlichkeit, Körperlichkeit und schließlich auch trans* Personen (Caudwell 2020). Das durch eine hetero- und cis-normative Gesellschaft hervorgebrachte Othering von trans* Personen als andersartig, auffallend und „nicht normal“ wirkt auf Raumkonstruktionsprozesse ein, da, der relativistischen Raumkonzeption folgend, Räume sozial konstruiert sind (Lefebvre 1991; Löw 2001) und gesellschaftliche Entwicklungen und Machthierarchien einen Einfluss darauf haben, wie bestimmte Räume hergestellt werden (Massey 1994; Kutschinske & Meier 2000). Zudem bedingen sich Raum und Geschlecht als gesellschaftliche Konstruktionen gegenseitig, weshalb binär-geschlechtliche Raumstrukturen jene sozialen Reglementierungen produzieren können, welche zu Exklusions- und Diskriminierungserfahrungen führen können (Massey 1994). Die Einordnung und Platzierung von Körpern in verschiedenen Räumen (Löw 2008) bringt ebenfalls strikte vergeschlechtlichte Reglementierungen hervor, welche vermehrt Schwierigkeiten für trans* Personen darstellen können.

Häußermann et al. (2008) argumentieren, dass Körperlichkeit lange Zeit nicht Teil des öffentlichen Raumes war, nun aber zunehmend zur räumlichen Normalität wird. Ich würde an dieser Stelle entgegnen, dass diese Annahme etwas zu kurz greift und Körperlichkeit entlang einer konstruierten Cis-Normativität definiert. Auch wenn die Teilnehmenden äußerst positiv von Wien als Großstadt sprechen, besonders was die vielfältigen Angebote und Möglichkeiten im Vergleich zu kleineren Städten in Österreich betrifft, sind es vor allem geschlechtliche

Raumordnungen in der Stadt, die für Probleme sorgen. So kann es gut sein, dass die Sichtbarkeit von cisgender Körpern zur städtischen Normalität wurde, dennoch erfahren trans* Personen regelmäßig Andersmachung aufgrund ihrer nicht der gesellschaftlichen Zweigeschlechtlichkeitsnorm entsprechenden Existenz. Dies kann wiederum dadurch bestätigt werden, dass besonders geschlechtlich nicht-konforme und nicht-binäre Personen auf Schwierigkeiten treffen. Anonymität als Strukturmerkmal der Stadt (Huffschmid 2016; Sennett 2018) kann demnach nur gewährleistet werden, wenn externe Identitätszuschreibungen von vorherrschenden Raumordnungen entkoppelt werden und zugleich Raumstrukturen so verändert werden, dass es zu weniger geschlechtlichen Zuordnungen kommen kann. Restriktive Raumkonstellationen führen schließlich dazu, dass sich viele der Teilnehmenden aus bestimmten öffentlichen Räumlichkeiten entfernen und diese künftig meiden. Nicht nur ist dies die Konsequenz von diskriminierenden Raumordnungen, sondern stellt ebenfalls eine Problematik auf der Ebene der Zugänglichkeit dar. Wenn ein öffentlicher Raum aufgrund von erlebter Diskriminierung als exkludierend und einschränkend wahrgenommen wird, wirkt sich das auf die Zugänglichkeit des physischen Raumes aus (Adair 2015). All diese Faktoren tragen dazu bei, dass es trans* Personen erschwert wird, am öffentlichen Leben teilzuhaben, ohne sich auf Schwierigkeiten und Konfrontationen einstellen zu müssen.

Aushandlung der Unsicherheitsfrage im Rahmen kollektiver Ängste, Wachsamkeit und geschlechtlich segregierter Raumstrukturen

Aus dem Empfinden erhöhter Sichtbarkeit im öffentlichen Raum resultiert, diesen Forschungsergebnissen zufolge, eine größere Wachsamkeit und Beobachtung der Umgebung, um mögliche Risiken abschätzen zu können. Die Notwendigkeit einer Risikoabwägung wirkt sich folglich auch auf die Wahrnehmung von Sicherheit bzw. Unsicherheit in der Öffentlichkeit aus. Die Ergebnisse von Lampe et al. (2020) können dies bestätigen. In ihrer Forschung zur sozialen Stigmatisierung von trans* Personen kommt heraus, dass bei Antizipierung möglicher Gefahren und Konfrontationen spezifische Ausweichmanöver, Risikoabschätzungen und Verhaltensanpassungen ausgeführt werden. Die Wahrnehmung eines öffentlichen Raumes als unsicher erfordert eine höhere Wachsamkeit und Planung der räumlichen Navigation (Lampe et al. 2020). Des Weiteren zeigen Oakleaf und Richmond (2017), dass besonders geschlechtlich segregierte Räumlichkeiten wie öffentliche Schwimmbäder oder Umkleidekabinen für unsicher empfunden werden. Die befragten Personen reagieren mit Hyper-Vigilanz und einem

bewusst angewendeten Risikomanagement (Oakleaf & Richmond 2017). Eine wahrgenommene Unsicherheit bezogen auf vergeschlechtlichte Raumstrukturen zeigt sich auch in den Untersuchungen von Gotfredsen und Linander (2023), da hier die Befragten von einer Vermeidung dieser Räume und in Folge von vermehrter räumlicher und sozialer Isolation sprechen. Zudem berichten die Teilnehmenden in der Studie von Hargie et al. (2017) von Angstgefühlen, Unwohlsein und Ausgrenzung. In dieser Forschungsarbeit wird deutlich, dass die Tatsache, wie andere Personen auf eine*n reagieren, einen bedeutenden Einfluss darauf haben, ob öffentliche Räume als unsicher oder sicher empfunden werden. Als besonders unsicher werden die bereits erwähnten geschlechtlich segregierten Räume wie öffentliche Toiletten und Bäder beschrieben, aber auch Begegnungszonen wie öffentliche Verkehrsmittel und Übergangsräume wie leere Straßen in der Dunkelheit gelten als verunsichernd und werden zudem auf visueller Ebene mit Isolation, Einsamkeit und auffälliger Distanzierung assoziiert. Leitend für die Wahrnehmung von Unsicherheit sind sowohl in dieser Forschungsarbeit als auch in vergleichbaren Studien Erfahrungen mit Diskriminierung und Gewalt (FRA 2013; Schönplüg et al. 2015; James et al. 2016).

Die Befürchtung, die viele Teilnehmende teilen, in spezifischen öffentlichen Räumen Diskriminierung und Transfeindlichkeit ausgesetzt zu sein, kann ihre Mobilität einschränken. Wie es die hier präsentierten Forschungsergebnisse darlegen, ist eine häufige Umgangsstrategie mit Unsicherheitsgefühlen die Vermeidung der jeweiligen Räume. Um die spezifische Problematik der Mobilitätseinschränkung für trans* Personen akkurat beschreiben zu können, entwickeln Lubitow et al. (2017) den Begriff der *Transmobilität*, welcher besagt, dass jene Personen, die nicht in das gesellschaftliche Zweigeschlechtlichkeitsmodell passen, eine eigene Form der Mobilität erfahren. Dies zeigt sich auch anhand der verschiedenen Ausweich- und Vermeidungsstrategien. Dafür wird der Geschlechtsausdruck angepasst, Bezugspersonen als Unterstützung mitgenommen, zu riskante Räume vollkommen gemieden und im Vorfeld recherchiert, wie ein bestimmter öffentlicher Raum beschaffen und ausgestattet ist.

Renate Ruhne (2011) argumentiert, dass Unsicherheitsgefühle durch eine geschlechtlich binäre Gesellschaftsordnung bedingt werden können, da hierfür der öffentliche Raum als prinzipiell unsicher konzipiert wird. Sie bezieht sich dabei nur auf cisgender Frauen, jedoch lässt sich dieses Argument bezüglich der Konzeption von sogenannten Angst-Räumen

ausweiten. Kutschinske und Meier (2000) schreiben, dass die spezifischen Raumanordnungen darauf wirken können, ob diese Räume als sicher oder unsicher wahrgenommen werden. Dementsprechend gelten sogenannte Angsträume als Spiegelung gesellschaftlicher Prozesse, die sich in der gebauten Raumstruktur abzeichnen (Kutschinske & Meier 2000). So können bestehende gesellschaftliche Verhältnisse perpetuiert werden, indem mehr Unsicherheit geschürt wird. Demnach gelten Sicherheit und Unsicherheit auch als gesellschaftliche Konstruktionen (Bonß 1997). Zudem ist aber anzumerken, dass das Empfinden von Unsicherheit im Falle dieser Abschlussarbeit auch mit konkreten Diskriminierungserfahrungen in Verbindung gesetzt wird. Die Koppelung von Unsicherheit aufgrund erlebter Transfeindlichkeit und aufgrund erwarteter Diskriminierung basierend auf dem Wissen, dass es sich bereits um problematisierte Räume handelt, bringt Unsicherheitsgefühle noch weiter hervor.

Des Weiteren können Unsicherheit und Angst dafür verwendet werden, um räumliche Exklusionsprozesse zu begünstigen (Häußermann et al. 2008). Ihnen zufolge stellt Sicherheit ein Grundmerkmal des öffentlichen Lebens dar. Da die Schaffung eines Innen und eines Außen maßgebend für die Raumkonstitution ist, können öffentliche Räume so hergestellt werden, dass eine bestimmte Bevölkerungsgruppe exkludiert oder inkludiert wird (Lefebvre 1991; Löw 2001; Löw 2008). Wenn Sicherheit jedoch nicht gewährt werden kann, kann es zu Verunsicherung, Ausgrenzung und Gewalt kommen. Auch in dieser Forschungsarbeit herrscht viel Ambivalenz was das Empfinden von Unsicherheit und Sicherheit betrifft. So ist die Abwägung, welcher Raum als sicher/inklusiv oder unsicher/exklusiv gilt, äußerst subjektiv und situationsabhängig (Fast 2018). Zudem sind Sicherheitsgefühle nicht eindimensional zu betrachten. So lässt sich Sicherheit nicht nur als ein Wohlfühlen in einem bestimmten Raum definieren. Hinzu kommt auch das Gefühl und die Kenntnis, Schutz zu bekommen (Ruhne 2011). Die Teilnehmenden haben an verschiedenen Stellen unzureichende Schutzmaßnahmen sowie mangelnde Zivilcourage im Falle von transfeindlicher Diskriminierung thematisiert. Als Gegenreaktion werden oft queere und trans* Safe Spaces aufgesucht, in denen sich die Teilnehmenden sicher fühlen können. Aus soziologischer Perspektive sind Safe Spaces interessant, da in ihnen Unterdrückungsverhältnisse und Mängel in gesellschaftlich normierten Raumstrukturen deutlich werden (Fast 2018).

Selbstermächtigung durch Community-Einbindung, Schaffung von Safe Spaces und politische Partizipation

Abgesehen von der Vermeidung spezifischer Räumlichkeiten, wenden die Teilnehmenden auch andere Umgangsstrategien an. Besonders durch die Bildclusteranalyse kommt der Wunsch nach aktiver Partizipation und Raumgestaltung hervor, welcher auf verschiedene Arten und Weisen dargestellt wird. Zum einen nutzen die Teilnehmenden den öffentlichen Raum, um ihr alltägliches Leben zu führen. Sie treiben Sport, treffen sich mit Freund*innen und besuchen diverse Veranstaltungen. Positive und affirmative Erfahrungen in öffentlichen Räumen werden mit einem Zugehörigkeits-, Verbundenheits- und Freiheitsgefühl in Verbindung gebracht. Zudem wirken sich diese Erlebnisse positiv auf ihr Selbstbewusstsein und die Wahrnehmung von Sicherheit aus. Teilnehmende beschreiben, wie schön es für sie jetzt ist, als ihr authentisches Selbst in die Öffentlichkeit zu treten. Dieses Empfinden wird auch in den Ergebnissen von Oakleaf und Richmond (2017) erkenntlich. Besonders die Ausübung von sport-orientierten Freizeitaktivitäten wird als selbstermächtigend empfunden, da es gemeinsam mit positiven Peer-Erfahrungen eine affirmative Verkörperung ihrer Geschlechtsidentität und demnach Geschlechtseuphorie mit sich bringen kann (Oakleaf & Richmond 2017). Auch bei Caudwell (2020) werden euphorische und emanzipatorische Erfahrungen beschrieben. Dabei erforscht Caudwell, wie trans* Personen in einer Schwimmgruppe, die nur für trans* Menschen konzipiert ist, die Erfahrung des gemeinsamen Schwimmens wahrnehmen. Die Befragten beschreiben ein dazugewonnenes Freiheitsgefühl, da sie in ihrer trans* Schwimmgruppe nicht mit denselben infrastrukturellen und sozialen Schwierigkeiten konfrontiert sind, wie etwa geschlechtlich segregierte Umkleidekabinen und die körperliche Exponierung vor einer Menge aus mehrheitlich cisgender Menschen (Caudwell 2020).

Gotfredsen und Linander (2023) forschen dazu, wie trans* Individuen öffentliche Freizeiteinrichtungen erleben und kommen unter anderem zu dem Schluss, dass vor allem die Etablierung von trans* Safe Spaces einen positiven Effekt auf die Raumwahrnehmung und Freizeitgestaltung hat. Öffentliche Räumlichkeiten in Reichweite zu haben, in denen Personen mit ähnlichen Lebenserfahrungen vertreten sind, zeigt sich als prägend für das Wohlbefinden der Befragten (Gotfredsen & Linander 2023). Dies wird ebenfalls in dieser Forschungsarbeit ersichtlich, da die Teilnehmenden queere und trans* Safe Spaces als Orte der Zugehörigkeit,

Sicherheit, Selbsterkundung und Selbstentfaltung beschreiben. Besonders zu Beginn der persönlichen, sozialen oder medizinischen Transition erweist sich das Wissen, eine unterstützende Community zu haben, als ermächtigend und bestätigend. Aber auch für das weitere Leben ist die Einbindung in eine Community und in Freundschaften von größter Wichtigkeit für das Empfinden von Zugehörigkeit.

Des Weiteren werden Community-Räume auch dafür genutzt, um sich als Kollektiv politisch oder aktivistisch zu engagieren (Gotfredsen & Linander 2023). Ersichtlich wird dies in dieser Arbeit besonders auf der visuellen Ebene, indem die Teilnehmenden Fotos vom institutionalisierten Rahmen der österreichischen Politik und von Veranstaltungen, die von etablierten queeren Vereinen organisiert werden, präsentieren. Aber auch die Teilnahme an Demonstrationen und die Involvierung in queere Gegenräumlichkeiten wird thematisiert. Die Bedeutsamkeit von aktivistischem Engagement zeigt sich auch bei Schönplugg et al. (2015), da 62% der Befragten in politischen Vereinen aktiv sind. So engagieren sich die Teilnehmenden individuell aber auch als Kollektiv, um gegen transfeindliche Politik anzukämpfen und gemeinsam eine bessere Lebensrealität für trans* Menschen zu kreieren.

Bezüglich der gesellschaftlichen Raumkonstitutionsprozesse deutet dies auf ein grundlegendes Problem in den vorherrschenden Raumstrukturen hin. Safe Spaces können Sicherheit, Zugehörigkeit und Teilhabe ermöglichen, jedoch sollten sie nicht die einzige Option sein. Somit können Safe Spaces dem Schutz und der Community-Schaffung dienen, es bedarf aber einer strukturellen Veränderung von etablierten Raumordnungen. Die Linie zwischen freiwilliger und erzwungener räumlicher Distanzierung kann recht dünn sein (Haefele-Thomas 2019). Safe Spaces entstehen als Reaktion auf kollektive Unsicherheits- und Diskriminierungserfahrungen in öffentlichen Räumlichkeiten und stellen somit keine dauerhafte Lösung dar. Für die Sozialwissenschaften bedeutet dies, dass Safe Spaces zwar eine bestimmte Funktion erfüllen und positiv erlebt werden können, jedoch auf die Hintergründe der Notwendigkeit ihrer Entstehung geachtet werden sollte. Safe Spaces wären nicht notwendig, wenn die breitere Öffentlichkeit sicher und inklusiv konstruiert wäre. Auch wenn es hierfür sicherlich keine einfache Lösung gibt, da sich öffentliche Räume stets im Wandel befinden und gesellschaftliche Dynamiken ihre Entstehung und Veränderung bedingen (Massey 1994; Löw 2001), sollten die dahinterstehenden Ungleichheitsprozesse genauer beleuchtet werden (Hutta & Schuster 2022).

7. Fazit

In dieser Arbeit wurde dargelegt, wie trans* Personen öffentliche Räume in ihrem Alltag wahrnehmen, mit welchen Erlebnissen sie die genannten Räumlichkeiten verknüpfen und was dies im Großen und Ganzen über vorherrschende Raumstrukturen aussagt. Es wird eine Problematisierung der aktuellen geschlechtlich getrennten Raumordnungen erkennbar, bei der besonders jene Räumlichkeiten, die binär-geschlechtliche Zuordnungen voraussetzen, als äußerst konfliktbehaftet und herausfordernd beschrieben werden. Es wird ein Wunsch nach mehr Akzeptanz, trans* inklusiven Raumkonstruktionsprozessen und aktiver Partizipation in der Gestaltung des öffentlichen Raumes verdeutlicht. Zudem wird ersichtlich, welche öffentlichen Räume Rückzugs- und Entfaltungsorte für die Teilnehmenden darstellen. Diese sind zumeist queere und trans* Community-Räume, spezifische Orte in Wien, die in den Alltag der Personen eingebettet werden, und private Räumlichkeiten. Zusammenhängende Faktoren für die Wahrnehmung öffentlicher Räume sind gestattete bzw. nicht gestattete Anonymität, (Un-)Sicherheitsempfinden, Zugehörigkeitsgefühle sowie Inklusions- und Exklusionserfahrungen. Die vorherrschenden Raumordnungen sind anhand einer cis-normativen Zweigeschlechtlichkeitsnorm konstruiert, was besonders für geschlechtlich nicht-konforme und nicht-binäre Personen Komplikationen im Erleben alltäglicher öffentlicher Räume mit sich bringt.

Jedoch ist an dieser Stelle zu berücksichtigen, dass dominante Raumkonstruktionen eine Spiegelung der prävalenten gesellschaftlichen Ordnungen sind und sich in ihnen jene Problematiken ausdrücken, die auch in allen anderen Bereichen des öffentlichen und städtischen Lebens vorhanden sind. Somit ist sicherlich keine simple Lösung für die dargestellten Problemlagen zu finden. Dennoch wirken Raumentwicklungen auf gesellschaftliche Verhältnisse zurück, weshalb ein möglicher Ansatz zur Verbesserung der trans* exkludierenden Raumstrukturen wäre, trans* Personen aktiver in Raumgestaltungsprozesse einzubinden. Besonders bei jenen öffentlichen Räumen, bei denen die Teilnehmenden die Umsetzung einer versuchten Geschlechtsneutralität (z. B. geschlechtsneutrale Toiletten) kritisieren, könnte mithilfe partizipativer Raumplanungsprojekte dafür gesorgt werden, dass neue Raumkonzepte tatsächlich den Wünschen und Erwartungen der angesprochenen Population entsprechen.

Zuletzt muss angemerkt werden, dass im Rahmen dieser Masterarbeit keine theoretische Sättigung erreicht werden konnte. Da es sich um ein kleines Sample von acht Personen handelt, konnten so nur ihre individuellen Sichtweisen und Lebenserfahrungen dargestellt werden. Auch kann mit dieser qualitativen Forschungsarbeit keine statistische Repräsentativität gewährt werden. Dementsprechend können keine Rückschlüsse auf die gesamte trans* idente Bevölkerung Wiens oder Österreichs geschlossen werden. Eine spannende Erweiterung dieser Forschung wäre die Durchführung in einem größeren Rahmen. Mit der Involvierung von mehr Teilnehmenden könnten eventuell spezifische Wahrnehmungsmuster herausgearbeitet werden. Zudem wäre auch eine größere Bildauswahl für eine Bildclusteranalyse zwar herausfordernd aber dafür äußerst interessant.

Auch wurden in dieser Forschungsarbeit aufgrund des limitierten Rahmens einer Masterarbeit keine weiteren identitätsstiftenden Faktoren wie etwa Ethnizität/„*race*“, Sexualität, Klassenzugehörigkeit und Behinderung berücksichtigt. Einige der beschriebenen Aspekte wurden von den Teilnehmenden selbst angesprochen, allen voran die Themen Sexualität und Behinderung, konnten jedoch leider nicht für die weitere Auswertung herangezogen werden. Demzufolge wäre ein intersektional ausgerichteter Ansatz (Crenshaw 1989; Degele & Winker 2011), bei dem die spezifischen Intersektionen verschiedener Unterdrückungssysteme und Diskriminierungserfahrungen in die Forschungsprozesse berücksichtigt und untersucht werden, wünschenswert.

Literaturverzeichnis

- Adair, Cassius (2015). *Bathrooms and Beyond. Expanding a Pedagogy of Access in Trans/Disability Studies*. In: Transgender Studies Quarterly, Vol. 2(3), S. 464-468.
- Ahmed, Sara (2006). *Queer Phenomenology. Orientations, Objects, Others*. Durham: Duke University Press.
- Becker, Ruth (2008). *Raum: Feministische Kritik an Stadt und Raum*. In: Becker, Ruth & Kortendiek, Beate (Hrsg). Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 798-811.
- Bonß, Wolfgang (1997). *Die gesellschaftliche Konstruktion von Sicherheit*. In: Lippert, Ekkehard, Prüfert, Andreas, Wachtler, Günther (Hrsg). Sicherheit in der unsicheren Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 22. Auflage (2021).
- Caudwell, Jayne (2020). *Transgender and Non-binary Swimming in the UK: Indoor Public Pool Spaces and Un/Safety*. In: Frontiers in Sociology, Vol. 5, S. 1-12.
- Charmaz, Kathy (2014). *Constructing Grounded Theory*. Thousand Oaks: Sage Publication. 2. Auflage.
- Crenshaw, Kimberlé (1989). *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*. In: University of Chicago Legal Forum, Vol. 1989(1), S. 139-167.
- Cunningham, Sidney (2018). *How the „Non-Duped“ Pass. Gender Perception and Belonging in „Postgender“ Space*. In: Transgender Studies Quarterly, Vol. 5(1), S. 49-66.
- Degele, Nina & Winker, Gabriele (2011). *Intersektionalität als Beitrag zu einer gesellschaftstheoretisch informierten Ungleichheitsforschung*. In: Berliner Journal für Soziologie, Vol. 21(1), S. 69-90.
- Degele, Nina (2008). *Gender/Queer Studies*. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag.
- Dubin, Samuel; Reisner, Sara; Schrimshaw, Eric W.; Radix, Asa; Khan, Aisa; Harry-Hernandez, Salem; Zweig, Sophia A.; Timmins, Liadh; Duncan, Dustin T. (2021). *Public Restrooms in Neighborhoods and Public Spaces: a Qualitative Study of Transgender and Nonbinary Adults in New York City*. In: Sexuality Research and Social Policy, Vol. 18, S. 1002-1012.

- Escher, Manuel; Maan, Noura; Schmidt, Colette M. (April 2023). *Wie Rechte sich Trans und Drag zum Feindbild bauen*. Der Standard. <https://www.derstandard.at/story/2000145743904/wie-rechte-sich-trans-und-drag-zum-feindbild-bauen> [letzter Zugriff: 18.04.2024]
- European Union Agency for Fundamental Rights/FRA (2013). *EU LGBT Survey. European Union lesbian, gay, bisexual and transgender survey. Results at a glance*.
- Fast, Jina (2018). *In Defense of Safe Spaces: A Phenomenological Account*. In: Atlantis Journal, Vol. 39(2), S. 1-22.
- Foucault, Michel (1986). *Of Other Spaces*. (Miskowiec, Jay, Übersetzung). In: Diacritics, Vol. 16(1), S. 22-27.
- Gaiswinkler, Sylvia; Pfabigan, Johanna; Pentz, Richard; Teufl, Lukas; Winkler, Roman (2023). *LGBTIQ+ Gesundheitsbericht 2022*. Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (BMSGPK). Wien.
- Gammerl, Benno (2022). *Queere Nähe aus der Ferne*. In: sub\urban, Vol. 10(2/3), S. 125-131.
- Garfinkel, Harold (1967). *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Glaser, Barney G. & Strauss, Anselm L. (1967). *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. New Brunswick & London: Aldine Publishing Company.
- Gleeson, Jules (September 2021). *Judith Butler: 'We need to rethink the category of woman.'* The Guardian. <https://www.theguardian.com/lifeandstyle/2021/sep/07/judith-butler-interview-gender> [letzter Zugriff: 10.04.2024].
- Goffman, Erving (1956). *The Presentation of Self in Everyday Life*. University of Edinburgh.
- Goh, Kian (2018). *Safe Cities and Queer Spaces: The Urban Politics of Radical LGBT Activism*. In: Annals of the American Association of Geographers, Vol. 108(2), S. 463-477.
- Gotfredsen, Anne Christina & Linander, Ida (2023). *Young trans people's experiences of leisure and mental health: Belonging, creativity, and navigation*. In: Wellbeing, Space and Society, Vol. 4, S. 1-7.
- Grant, Jaime M.; Mottet, Lisa A.; Tanis, Justin; Harrison, Jack; Herman, Jody L; Keisling, Mara (2011). *Injustice at Every Turn: A report of the National Transgender Discrimination Survey*. National Center for Transgender Equality and National Gay and Lesbian Task Force. Washington DC.

- Haefele-Thomas, Ardel (2019). *Introduction to Transgender Studies*. New York City: Harrington Park Press LLC.
- Haid, Christian & Staudinger, Lukas (2022). *Die Instabilität queerer Raumpraxis. Fünf Oral Histories zu Orten in Berlin, die es nicht mehr gibt*. In: sub\urban, Vol. 10(2/3), S. 211-218.
- Hargie, Owen DW.; Mitchell, David H.; Somerville, Ian JA. (2017). *‘People have a knack of making you feel excluded if they catch on to your difference’: Transgender experiences of exclusion in sport*. In: International Review for the Sociology of Sport, Vol. 52(2), S. 223-239.
- Harvey, David (1989). *The Urban Experience*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Häußermann, Hartmut; Läßle, Dieter; Siebel, Walter (2008). *Stadtpolitik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Herman, Jody L. (2013). *Gendered Restrooms and Minority Stress: The Public Regulation of Gender and its Impact on Transgender People’s Lives*. In: Journal of Public Management & Social Policy, Vol. 19(1), S. 65-80.
- HOSI Wien. <https://www.hosiwien.at/ueber-uns/> [letzter Zugriff: 13.04.2024].
- Huffs Schmid, Anne (2016). *Recht auf Urbanität*. In: Peripherie, Jg. 36(141), S. 118-122.
- Hutta, Jan & Schuster, Nina (2022). *Infrastrukturen städtischer Intimität. Einladung zu einem Gedankenspiel*. In: sub\urban, Vol. 10(2/3), S. 97-113.
- James, Sandy E.; Herman, Jody L.; Durso, Laura E.; Heng-Lehtinen, Rodrigo (2024). *Early Insights: A Report of the 2022 U.S. Transgender Survey*. National Center for Transgender Equality. Washington DC.
- James, Sandy E.; Herman, Jody L.; Rankin, Susan; Keisling, Mara; Mottet, Lisa; Anafi, Ma’ayan (2016). *The Report of the 2015 U.S. Transgender Survey*. National Center for Transgender Equality. Washington DC.
- Kazyak, Emily; Burke, Kelsy; Kichler, Rosalind; McGraw, Lora (2021). *“Pee in Peace” or “Make Everyone Uncomfortable”: Public Perceptions of Transgender Rights*. In: Socius: Sociological Research for a Dynamic World, Vol. 7, S. 1-16.
- Kolb, Bettina (2001). *Fotobefragung – Bilder zur Gesundheit*. Dissertation: Universität Wien.

- Kolb, Bettina (2021). Visuelle Methoden: *Fotobefragung und Photovoice*. In: Niederberger, Marlen & Finne, Emily (Hrsg). *Forschungsmethoden in der Gesundheitsförderung und Prävention*. Wiesbaden: Springer VS, S. 507-531.
- Kutschinske, Karin & Meier, Verena (2000). „...sich diesen Raum zu nehmen und sich freizulaufen...“ *Angst-Räume als Ausdruck von Geschlechterkonstruktion*. In: *Geographica Helvetica*, Jg. 55(2), S. 138-145.
- Lampe, Taylor M.; Schrimshaw, Eric W.; Mallick, Raiya; Harry-Hernandez, Salem; Dubin, Samuel; Khan, Aisha; Reisner, Sari L.; Radix, Asa; Duncan, Dustin T. (2020). *Navigating Stigma in Neighborhoods and Public Spaces Among Transgender and Nonbinary Adults in New York City*. In: *Stigma and Health*, Vol. 5(4), S. 477-487.
- Lefebvre, Henri (1991) [1974]. *The Production of Space*. (Nicholson-Smith, Donald, Übersetzung). Oxford: Blackwell Publishing.
- Löw, Martina (2001). *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Löw, Martina (2008). *Soziologie der Städte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lubitow, Amy; Carathers, JaDee; Kelly, Maura; Abelson, Miriam (2017). *Transmobilities: mobility, harassment, and violence experienced by transgender and gender nonconforming public transit riders in Portland, Oregon*. In: *Gender, Place & Culture*, Vol. 24(10), S. 1398-1418.
- Massey, Doreen (1994). *Space, Place and Gender*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Massey, Doreen (1999). *Philosophy and politics of spatiality: some considerations*. In: Christophers, Brett; Lave, Rebecca; Peck, Jamie; Werner, Marion (Hrsg). *The Doreen Massey Reader*. Newcastle upon Tyne: Agenda Publishing (2018), S. 305-320.
- Meyer, Ilan H. (2003). *Prejudice, Social Stress, and Mental Health in Lesbian, Gay, and Bisexual Populations: Conceptual Issues and Research Evidence*. In: *Psychological Bulletin*, Vol. 129(5), S. 674-697.
- Müller, Michael M. (2012). *Figurative Hermeneutik. Zur methodologischen Konzeption einer Wissenssoziologie des Bildes*. In: *Sozialer Sinn*, Jg. 13(1), S. 129-161.
- Müller, Michael M. (2016). *Bildcluster. Zur Hermeneutik einer veränderten sozialen Gebrauchsweise der Fotografie*. In: *Sozialer Sinn*, Jg. 17(1), S. 95-141.

- Mulvey, Laura (1975). *Visual Pleasure and Narrative Cinema*. In: Screen Vol. 16(3) (1975), S. 6-18.
- Neudruck: Kearney, Mary Celeste (Hrsg) (2012): *The Gender Media Reader*. New York – London: Routledge, S. 59-66.
- Nirta, Caterina (2018). *Marginal bodies, trans utopias*. New York: Routledge.
- Oakleaf, Linda & Richmond, Laurel P. (2017). *Dreaming About Access: The Experiences of Transgender Individuals in Public Recreation*. In: Journal of Park and Recreation Administration, Vol. 35(2), S. 108-119.
- Oevermann, Ulrich; Allert, Tilman; Konau, Elisabeth; Krambeck, Jürgen (1979). *Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften*. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg). *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 352-434.
- Platt, Lisa F. & Milam, Sarah R.B. (2017). *Public Discomfort with Gender Appearance-Inconsistent Bathroom Use: The Oppressive Bind of Bathroom Laws for Transgender Individuals*. In: Gender Issues, Vol. 35 (2018), S. 181-201.
- Reisner, Sari L.; White Hughto, Jaclyn M.; Dunham, Emilia E.; Heflin, Katherine J.; Begenyi Jesse B. G.; Coffey-Esquivel, Julia; Cahill, Sean (2015). *Legal protections in public accommodations settings: A critical public health issue for transgender and gender-nonconforming people*. In: The Milbank Quarterly, Vol. 93, S. 484– 515.
- Ruhne, Renate (2011). *Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum*. Wiesbaden: Springer VS. 2. Auflage.
- Schönpflug, Karin; Hofmann, Roswitha; Klapeer, Christine M.; Huber, Clemens; Eberhardt, Viktoria (2015). *„Queer in Wien“. Stadt Wien Studie zur Lebenssituation von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transgender-Personen und Intersexuellen (LGBTIs)*. Institut für Höhere Studien. Wien.
- Schuster, Nina (2012). *Queer Spaces*. In: Eckardt, Frank (Hrsg). *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden: Springer Verlag, S. 633-659.
- Sennett, Richard (2018). *Die offene Stadt. Eine Ethik des Bauens und Bewohnens*. (Bischoff, Michael, Übersetzung). Berlin: Hanser Berlin.

- Shakibaei, Shahin & Vorobjovas-Pinta, Oscar (2022). *Access to Urban Leisure: Investigating Mobility Justice for Transgender and Gender Diverse People on Public Transport*. In: Leisure Sciences, Online-Veröffentlichung, S. 1-19.
- Soja, Edward (1996). *Thirdspace: Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*. Hoboken: Wiley-Blackwell.
- Strübing, Jörg (2004). *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Sweet, Elizabeth L. & Escalante, Sara Ortiz (2015). *Bringing bodies into planning: Visceral methods, fear and gender violence*. In: Urban Studies, Vol. 52(10), S. 1826-1845.
- The Roestone Collective (2014). *Safe Space: Towards a Reconceptualization*. In: Antipode, Vol. 46(5), S. 1346-1365.
- Trott, Ben & Laufenberg, Mike (2023). *Queer Studies: Genealogien, Normativitäten, Multidimensionalität*. In: Trott, Ben & Laufenberg, Mike (Hrsg). *Queer Studies Schlüsseltexte*. Berlin: Suhrkamp.
- Valentine, Gill (2007). *Theorizing and Researching Intersectionality: A Challenge for Feminist Geography*. In: The Professional Geographer, Vol. 59(1), S. 10–21.
- Wastl-Walter, Doris (2010). *Gender Geografien: Geschlecht und Raum als soziale Konstruktionen*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987). *Doing Gender*. In: Gender and Society, Vol. 1(2), S. 125-151.
- Wuggenig, Ulf (1990/91). *Die Photobefragung als projektives Verfahren*. In: Angewandte Sozialforschung. Pragmatische Analysen von Texten, Bildern und Ereignissen. Jg. 16(1/2), S. 109-129.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Bildcluster „Auf Distanz“	Seite 57
Abbildung 2: Bildcluster „Begrenzungen“	Seite 58
Abbildung 3: Bildcluster „Durchquerung des leeren Raumes“	Seite 59
Abbildung 4: Bildcluster „Kein Gegenüber, kein Nebeneinander“	Seite 60
Abbildung 5: Bildcluster „Selbstdarstellung“	Seite 62
Abbildung 6: Bildcluster „Vulnerabilität des Körpers“	Seite 63
Abbildung 7: Bildcluster „Selbstreferenz“	Seite 64
Abbildung 8: Bildcluster „Normalität der Teilhabe“	Seite 66
Abbildung 9: Bildcluster „Wohlbefinden im Alltag mit anderen“	Seite 67
Abbildung 10: Bildcluster „Problematisierung der Zuordnung“	Seite 68
Abbildung 11: Bildcluster „Geschlechtlich-kodierte Einkaufsräume“	Seite 69
Abbildung 12: Bildcluster „Thematisierung der politischen Teilhabe“	Seite 71
Abbildung 13: Bildcluster „Queere Symboliken und Gegenräume“	Seite 72

Abstract (DE)

Der öffentliche Raum ist ein Schauplatz gesellschaftlicher Verhältnisse und sich stets wandelbarer sozialer Entwicklungen. Wie ein öffentlicher Raum erfahren wird, ist subjektiv und davon abhängig, welche Position ein Individuum darin einnimmt. In der vorliegenden Arbeit soll am Beispiel von trans* Personen aufgezeigt werden, wie der öffentliche Raum wahrgenommen und erlebt wird. Den theoretischen Rahmen bieten konstruktivistische Ansätze in der Geschlechterforschung (Butler 1991) und stadt- und raumsoziologische Konzepte, die ein relativistisches Verständnis vom Raumbegriff besitzen. Dabei wird die Raumkonstruktion als ein sozialer Prozess verstanden, welcher vorherrschende gesellschaftliche Strukturen widerspiegelt, diese aber auch reproduziert (Lefebvre 1991; Massey 1994; Löw 2001). Dafür wird die folgende Forschungsfrage gestellt: „Wie nehmen trans* Individuen für ihre eigene Geschlechtsidentität einschränkende und ermöglichende öffentliche Räume wahr?“. Für die Beantwortung der Forschungsfrage wurden Interviews im Sinne der Partizipativen Fotobefragung (Kolb 2001) mit acht trans* Personen durchgeführt. Dafür haben die Teilnehmenden Fotos von jenen öffentlichen Räumen gemacht, die sie als einschränkend oder ermöglichend empfinden. Das Bildmaterial wurde mittels der Bildclusteranalyse (Müller 2012; Müller 2016) und das Interviewmaterial mithilfe der Constructivist Grounded Theory (Charmaz 2014) ausgewertet. Die zentralen Ergebnisse der Bildclusteranalyse sind: „Distanz- und Eingrenzungsdarstellungen im leeren Raum“, „Einbettung des Selbst in den öffentlichen Raum“, „Relevanz und Irrelevanz der Geschlechtsidentität“ und „Institutionalisierte Diskussionsräume und queer-kollektivistische Gegenräume“. Die Grounded Theory Auswertung zeigt die Wahrnehmung von öffentlichen Räumen entlang folgender Achsen: „(Un-)Sicherheit“, „(Un-)Sichtbarkeit“ und „(Nicht-)Zugehörigkeit“. Ersichtlich wird ein Wunsch nach aktiver Partizipation im öffentlichen Raum sowie eine Problematisierung vorherrschender geschlechtlich trennender Raumstrukturen.

Abstract (EN)

The public space is an arena for societal relations and ever-evolving social developments. How a public space is perceived is subjective and depends on the position an individual occupies within it. This paper aims to illustrate, using the example of transgender and non-binary individuals, how public space is perceived and experienced. The theoretical framework consists of constructivist approaches in gender studies (Butler 1991) and concepts from urban and spatial sociology that possess a relativistic understanding of space. Accordingly, space construction is understood as a social process that reflects societal structures but also reproduces them (Lefebvre 1991; Massey 1994; Löw 2001). The following research question is posed: "How do trans and non-binary individuals perceive public spaces that are enabling or constraining for their gender identity?". To answer this research question, interviews with eight transgender and non-binary individuals were conducted using the method of the participatory photo interview (Kolb 2001). Participants took photos of public spaces they perceived as either constraining or enabling. The visual data was analyzed using image cluster analysis (Müller 2012; Müller 2016), and the interview data was evaluated using constructivist grounded theory (Charmaz 2014). The central findings of the image cluster analysis are: "Representations of distance and confinement in empty space", "Embedding of the Self in public spaces", "Relevance and irrelevance of gender identity", and "Institutionalized discussion spaces and queer-collectivist counter spaces". The Grounded Theory analysis reveals perceptions of public spaces along the following axes: "(in)security", "(in)visibility", and "(non-)belonging". There is a clear wish for active participation in public space and a problematization of prevailing gender-segregated spatial structures.